



Sprachnachrichten



25 Jahre VDS

In Deutschland gibt es weit über 600.000 Vereine. Das genaue Abzählen ist schwer, weil nicht alle Vereine eingetragen sind und weil in den handelsüblichen Adressbüchern viele Doppelzählungen vorkommen.

Über diese Vereinsmeierei rümpfen Individualisten gern die Nase. Dabei gehören sie selbst Dutzenden von Vereinen oder anderen Organisationen an: einer politischen Partei, einer Kirche, einem Kegelklub, der Freiwilligen Feuerwehr, dem lokalen Frauenchor oder dem ADAC. Viele davon sind urdemokratische Bürgerbewegungen von der Wurzel her; sie füllen Lücken aus, die der Staat mit Absicht oder aus Schlamperei offengelassen hat oder offenlassen will.

Eine dieser großen Lücken zu füllen, ist vor 25 Jahren der Verein Deutsche Sprache angetreten. Denn anders als in England, Spanien, Italien oder Frankreich ist dem deutschen Staat die Sprache, in der seine Bürger miteinander verkehren, mehr oder weniger egal; die Geringschätzung und Missachtung der Sprache als dem Kitt, der unser Gemeinwesen zusammenhält, ist international wohl unerreicht. Anders als in den meisten Ländern der EU zum Beispiel ist in Deutschland die Landessprache nicht im Grundgesetz festgeschrieben, ja fordert sogar eine in der Regierung vertretene politische Partei, eine Fremdsprache als offizielle Verwaltungssprache in deutschen Ämtern und Behörden einzufüh-

ren. Und die wenigen politischen Bekenntnisse zur Bedeutung des Deutschen in Deutschland sind ein reiner Ausfluss eines nutzenorientierten Wirtschaftsdenkens – damit Neubürger den Menschen, die schon länger hier leben (in den Worten der Grünen) nicht unnötig zur Last fallen und sich möglichst schnell in den Wirtschaftskreislauf einklinken, sollten sie zur Vermeidung von Reibungsverlusten auch die in der Wirtschaft vorherrschende Sprache sprechen können. Noch ist das Deutsch. Aber das kann sich auch mal ändern.

Damit es sich nicht ändert, gibt es den Verein Deutsche Sprache. Er wurde gegründet aus dem Bewusstsein heraus, dass diese großartige Kultursprache aktive

Freunde braucht. Der Staat fällt in Deutschland leider aus, deshalb nehmen die Bürger das Heft selber in die Hand. Und das nicht nur in Deutschland, sondern überall auf der Welt, wo man die deutsche Sprache spricht. Über die Hälfte der inzwischen mehr als 37.000 Mitglieder lebt außerhalb der deutschen Landesgrenzen, der zweite Vorsitzende des VDS ist Belgier, auch ein Österreicher sitzt im Bundesvorstand. Der oft gegen den VDS zu hörende Vorwurf eines engstirnigen Nationalismus könnte absurder gar nicht sein.

Im September 2022 wurde der VDS 25 Jahre alt. Das implizite Vereinsziel ist Selbstauflösung wegen Wegfall der Existenzberechtigung. Utopie? Illusion? Es liegt an uns.

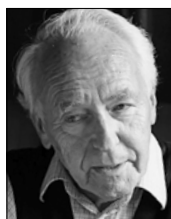
Peter Hahne	Der Theologe und Publizist wird Ehrendoktor der Theologischen Hochschule Basel	15
Kathrin Kunkel-Razum	Die Leiterin der Duden-Redaktion feiert mit dem VDS 150 Jahre Schleizer Duden	16
Die „Preußen Spaniens“	Sprache als Integrationsfaktor am Beispiel Kataloniens	17
VDS in Wittenberg	Zum zweiten Mal fanden die Deutschen Sprachtage in der Lutherstadt statt	20
Ute Büchter-Römer	Die Kölner Professorin gründet die Arbeitsgruppe „Musiker und Musikwissenschaftler im VDS“	23



Wolfgang Leininger

Der Dortmunder Wirtschaftsprüfer erinnert sich an die Gründung des VDS vor 25 Jahren.

Seite 6



Wolf Schneider

Ein ganz Großer ist gestorben. Der VDS-Vorsitzende würdigt den unbeugsamen Kämpfer für die deutsche Sprache.

Seite 11



Birgit Schönberger

Das ehemalige Bundesvorstandsmitglied des VDS textet die Hymne für den Bayerischen Soldatenbund.

Seite 14



© Aghavni - depositphotos.com

Thüringen und Synästheten gegen Gendern

Der Landtag und die Landesregierung in Thüringen werden künftig in ihrer öffentlichen Kommunikation nicht mehr gendern. Mit einer knappen Mehrheit wurde diese Entscheidung im Landtag in Erfurt beschlossen. Die oppositionelle CDU-Fraktion hatte den entsprechenden Antrag vorgelegt. Der CDU-Abgeordnete Christoph Zippel begründete diesen Schritt damit, dass das Gendern ein „Eliteprojekt einer kleinen Minderheit“ sei. Da die Mehrheit der Deutschen das Gendern ablehne, sehe man keinen Grund für eine sprachliche Bevormundung. SPD und Linke kritisieren diese Entscheidung.

Auch die Deutsche Synästhesie-Gesellschaft (DSG) hat sich vom Gendern verabschiedet, wie deren Vorsitzende in einem Brief an ein VDS-Mitglied schrieb. Es sei aufgefallen, dass gegenderte Texte nicht flüssig zu lesen sind und aus der „schönen deutschen Sprache eine zerstückelte Kunstsprache machen“. Daher habe man sich drauf geeinigt, das Gendern aufzugeben. Als DSG teile man natürlich den Inklusionsgedanken, wolle niemanden ausschließen. Aber auch für „normale“ Menschen sei das Lesen von gegenderten Texten oft eine Zumutung, geschweige denn das Hören, so die DSG. SN

Gendersprache an Schulen

Die Diskussion um Genderregeln in der deutschen Sprache betrifft natürlich auch die Schulen. Immer häufiger wenden sich Lehrer oder Eltern an den VDS, weil mündliche und schriftliche Genderformen im Lehrerkollegium zunehmen oder weil die Schüler zum Gendern gezwungen werden. Auf Twitter berichtete kürzlich eine Mutter, dass im Deutschunterricht einer 9. Klasse Aufsätze gegendert werden müssen. Wenn nicht, drohe Punktabzug. Ihr antwortete Karin Prien, Bildungsministerin in Schleswig-Holstein: „Leute, das ist natürlich totaler Unsinn und wäre rechtswidrig. Bitte Schulleitung und Schulaufsicht sofort informieren.“

In Berlin hat sich ein Vater zunächst bei der Schule, schließlich bei der Schulaufsicht darüber beschwert, dass einige Lehrer an dem Gymnasium in Friedrichshain-Kreuzberg gesprochene und geschriebene Genderzeichen unhinterfragt im Unterricht verwenden. Viele Schüler hätten diese Schreib- und Sprechweisen übernommen, so der Vater, einzelne Kinder, die dem nicht folgen, fühlten sich isoliert. Die Angelegenheit führte schließlich zu einer Anfrage der CDU an die Bildungsverwaltung des Berliner Senats. Deren Antwort lässt Fra-

gen offen. Der Senat vertritt die Auffassung, für die Vermittlung der Rechtschreibung seien die vorhandenen Rahmenbedingungen und curricularen Vorgaben ausreichend. Für die mündliche Kommunikation von Lehrkräften mit der Schülerschaft, der Elternschaft und im Kollegium gebe es ohnehin keine Vorgaben, so die Antwort des Staatssekretärs für Bildung, Alexander Slotty. Zudem müssten Berliner Schulen sich nicht an die für alle anderen Bundesländer verbindlichen amtlichen Rechtschreibregeln halten, denn es existiere „für Berlin kein Umsetzungsakt, durch den das amtliche Regelwerk rechtliche Verbindlichkeit beanspruchen kann“, heißt es weiter in dem Antwortschreiben. Mit Unterstützung des VDS wird der Vater diese Fragen nun vor Gericht klären lassen. Er kritisiert vor allem, dass die „gesellschaftliche und politische Kritik an der Gendersprache und vor allem die dahinterstehenden politischen Ideologien“ im Unterricht nicht vorkommen würden. Es müsse in der Schule auch Raum für Kritik an der Gendersprech- und -schreibweise geben, sagt er. Die Schüler müssen bei kontroversen Themen die Möglichkeit bekommen, sich eine eigene Meinung zu bilden. SN

DER VORSITZENDE MEINT

Liebe Sprachfreunde,

im Sommer 1997 war ich – im Rahmen eines Forschungsfreimesters – Gastprofessor im französischen Toulouse. Das war das Jahr, in dem Jan Ulrich als erster und bisher einziger deutscher Radprofi die Tour de France gewann. Der ehrliche und auf richtige Respekt, mit dem die französischen Medien dieses Ereignis begleiteten, ist mir noch heute in angenehmster Erinnerung. Genauso wie die ebenso respektvolle Art und Weise, wie meine französischen Kollegen ihre Muttersprache behandelten. Einer davon, Jean Tirole, sollte einige Jahre später den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhalten. Davon sind die Denglisch radebrechenden deutschen Wirtschaftsforscher meilenweit entfernt. Nur in seiner Muttersprache denkt man kreativ.

Zurück in Dortmund stieß mir diese kollektive Missachtung des

Deutschen in Wirtschaft, Wissenschaft und Alltag immer unangenehmer auf.

Ein Versuch, die in Wiesbaden ansässige, üppig aus Steuergeldern finanzierte Gesellschaft für deutsche Sprache, Nachfolger des berühmten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, für ein aktives Gegenlenken zu gewinnen, schlug fehl; die übliche Angst und Feigheit vor einer Gleichsetzung mit dem Vorgängerverein. Die offiziellen Argumente waren: (i) es

Nur in seiner Muttersprache denkt man kreativ.

ist alles nicht so schlimm, (ii) es war alles schon mal da und (iii) es renkt sich alles von selber wieder ein.

So gründeten dann sieben Gleichgesinnte (die Mindestzahl von Mitgliedern laut Vereinsrecht) am 17. November 1997 im 2. Stock des sogenannten Mathe-turms auf dem Campus Nord der

TU Dortmund den „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ (zwei Jahre später fiel die „Wahrung“ weg). Wir glaubten (und glauben immer noch), (i) die Lage der deutschen Sprache ist aktuell besonders schlimm, (ii) es war nicht alles früher schon mal da, insbesondere ist die aktuelle Unterwerfung unter das Englische mit der nur die Oberschicht betreffenden Dominanz des Französischen im Barock überhaupt nicht zu vergleichen, und (iii) es

renkt sich überhaupt nicht alles von selber wieder ein. Im Gegenteil, wenn wir nicht einschreiten, wird es genauso kommen wie von EU-Kommissar und Ex-Ministerpräsident Günther Oettinger vor laufender Kamera im Fernsehen formuliert: „Englisch wird die Arbeitssprache. Deutsch bleibt die Sprache der Familie und der Freizeit, die Sprache, in der man Privates liest.“

Wir vom Verein Deutsche Sprache wollen aber auf Deutsch



Foto: Jürgen Huhn

nicht nur Privates lesen. Wir wollen Gedichte schreiben, Lieder texten, Wissenschaft betreiben, die moderne Welt in unserer eigenen Sprache erfassen. Solange es den Verein Deutsche Sprache gibt, wird das auch möglich sein. Und wenn das nicht nur möglich, sondern sogar selbstverständlich ist, dann lösen wir uns auf.

Ihr zuversichtlicher
Vereinsvorsitzender

Wolfgang Krüger

Bastian Sick

„Schreib mal was über Grammatik!“

Wie ist das denn jetzt mit dem Genitiv? Stirbt er aus?

Der Genitiv war immer schon eher ein Fall der gehobenen Sprache. In der Alltagssprache fand er deutlich weniger Anwendung, in den Dialekten kam er praktisch gar nicht vor. In meiner Jugend war er aber in der Zeitungssprache noch selbstverständlich. Damals fühlten sich die Zeitungsverlage auch noch einem relativ hohen Sprachniveau verpflichtet und sahen sich, genau wie der Rundfunk und das Fernsehen, in einer Vorbild-Funktion.

Das hat sich geändert – die wenigsten Medien können heute noch als sprachliche Vorbilder gelten. Dafür gibt es auch gefühlt hundert Mal mehr Zeitungen und Sender als noch vor 30 oder 40 Jahren. Wenn sich noch jemand seiner zu bedienen weiß, sagt das einiges über seine Bildung aus.

Also eine Frage der Gewohnheit?

Sicherlich auch. Wer den Genitiv nie gebraucht, für den klingt »wegen des schlechten Wetters« befremdlich. Ich bin mit dem Genitiv aufgewachsen, darum zuckte ich früher beim Dativ zusammen. Inzwischen habe ich ihn dort so oft gehört, dass ich nicht mehr zucke. Wo mehrheitlich der Dativ verwendet wird, werde ich mich nicht auf den Marktplatz stellen und schreien „Es heißt aber wegen des!“

Und wie steht es mit den Anglizismen? Haben wir im Deutschen zu viele oder hat sich da über die Jahre etwas verändert?

Das hängt vom Alter, der Prägung und nicht zuletzt auch von der Branche ab, in der man tätig ist. In meiner Jugend war die Zahl der englischen Lehnwörter noch überschaubar. In den letzten 30 Jahren sind es immer mehr geworden, und viele davon sind nicht notwendig, da es geeignete deutsche Entsprechungen dafür gibt. Ich fand die „Aktion Lebendiges Deutsch“ des VDS sehr lobenswert und habe Werbung für Wörter wie Prallkissen und Klapprechner gemacht. Ich vertraue auf die Macht der Sprache; die sortiert nämlich gnadenlos aus: Was sich als nützlich und praktisch erweist, das kann bleiben, was überflüssig ist, fliegt raus.

Vor hundert Jahren noch regte man sich über die vielen Lehn-

wörter aus dem Französischen auf, die das Deutsche angeblich überwucherten. Heute sind die meisten davon verschwunden. Mit den englischen wird es möglicherweise ähnlich sein. Bei einigen Unternehmen kann man heute bereits ein Umdenken feststellen – weg vom modischen Englisch, hin zu einer klar verständlichen und bisweilen sogar witzigen deutschen Ansprache.

Sie haben 1995 beim SPIEGEL angefangen. Wie kam es denn zu der Idee, dass Sie Spalten schreiben und zum „Zwiebelfisch“ wurden?

Ich arbeitete damals in der noch jungen Internet-Tochter „Spiegel Online“ als Korrekturleser. Irgendwann begann ich, nebenher kurze, humorvolle Texte zu verfassen, die ich per Rundmail an meine Kollegen verschickte. Darin ging es um häufig gemachte Fehler, um Übersetzungsspannen, um überflüssige Phrasen und lebloses Agentur-Deutsch. Diese Mails las auch mein Chef, und eines Tages bestellte er mich zu sich in sein Büro. Ich dachte erst, jetzt hält er mir eine Standpauke und sagt, ich solle damit aufhören, denn das Schreiben von Rundmails gehörte nicht zu meiner Stellenbeschreibung. Aber das Gegenteil war der Fall: Er fragte mich, ob ich mir nicht vorstellen könne, eine Kolumne zu schreiben. Denn wenn die Redaktion über meine Anmerkungen zur deutschen Sprache schmunzeln konnte, dann könnten es die Leser von „Spiegel Online“ auch. Und so wurde der „Zwiebelfisch“ geboren, im Mai 2003.

Hatten die SPIEGEL-Redakteure denn Nachhilfe in Grammatik nötig?

Anfangs ging es ja gar nicht um Grammatik. Die ersten Kolumnen hatten ausschließlich typisch journalistische Formulierungen zum Inhalt, wie den Unterschied zwischen „Streit um“ und „Streit über etwas“. Oder um häufige Phrasen wie „XY ruderte zurück“, während man nie las, dass irgendjemand irgendwo mal hingerudert sei. Es waren die Leser meiner Kolumne, die mich aufforderten, auch mal was über Grammatik zu schreiben.

Sie versuchen, die Grammatik mit Humor zu vermitteln, gerade auch bei Ihren Auftritten.



Journalist, Autor, Sprachkritiker, Entertainer: **Bastian Sick**, 1965 in Lübeck geboren, ist heute einer der bekanntesten Experten für die deutsche Rechtschreibung und Grammatik. Den Titel seiner Buchreihe „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ (ab 2004) kennt jeder an Sprache Interessierte; mittlerweile hat Bastian Sick mehr als vier Millionen Bücher verkauft. Für seine Verdienste um die deutsche Sprache nahm die Hamburger VDS-Regionalgruppe ihn im September in den Elbschwanenorden auf.

Foto: Till Gläser

Nimmt das dem Thema seinen Schrecken?

Welchen Schrecken denn? Grammatik ist doch etwas ungemein Spannendes! Ich habe mich schon als Kind für die Regeln unserer Sprache interessiert. Ich konnte kaum buchstabieren, als ich schon anfang, Geschichten niederzuschreiben, anfangs natürlich noch in abenteuerlicher Orthografie. Ich hatte allerdings auch immer gute Lehrer, die uns einiges abverlangten.

Später habe ich dann festgestellt, dass das längst nicht überall so war – in einigen Bundesländern war der Grammatikunterricht fast gänzlich abgeschafft worden. Dort waren Bildungspolitiker am Ruder, die davon überzeugt waren, grammatische Regeln würden den jungen Menschen in seiner Sprachentwicklung hemmen. Das hat sich zwar als kompletter Unsinn erwiesen, hat aber mehrere Generationen von Schulabgängern hervorgebracht, die nicht in der Lage waren, ein Subjekt von einem Objekt zu unterscheiden oder an der richtigen Stelle ein Komma zu setzen.

Der Sprachwissenschaftler Jan Georg Schneider hat Ihnen einmal „unangemessenen Sprachdogmatismus“ vorgeworfen.

Er war nicht der Einzige. In der Linguistik hatte seit den 70er-Jahren ein Umdenken stattgefunden – weg vom Normativen hin zum rein Deskriptiven. Das zeigt sich heute ganz besonders in der Duden-Redaktion, die es nicht mehr als ihre Aufgabe ansieht, einen Sprachstandard festzuschreiben und Sprache zu

bewerten, sondern den Sprachwandel zu dokumentieren. Der neunte Band der Duden-Reihe hieß früher lange Zeit „Richtiges und gutes Deutsch“. Seit einigen Jahren nennt er sich „Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle“. Deutsche Sprachwissenschaftler halten es inzwischen mehrheitlich für falsch, Sprache zu bewerten. Privat tun sie es natürlich trotzdem, denn das tut jeder. zWäre ich Germanist geworden, hätte ich die Kolumne und die Bücher wohl auch nie so schreiben können. Ich habe aber nicht Deutsch, sondern Geschichte und Französisch studiert. Und kein Volk bildet sich so viel auf seine Sprache ein wie die Franzosen.

Sie sind seit kurzem Träger des Elbschwanenordens, eine Auszeichnung des VDS in Hamburg. Wann haben Sie den Verein Deutsche Sprache e.V. kennengelernt?

Der Vorsitzende Walter Krämer war mir schon länger ein Begriff. Ich kannte das von ihm und Götz Trenkler herausgegebene „Lexikon der populären Irrtümer“. Das habe ich damals förmlich verschlungen. Nachdem ich dann selbst zum Autor geworden war, bekam ich von Walter Krämer einen Brief, in dem er mir im Namen aller Mitglieder die Ehrenmitgliedschaft im VDS anbot. Das war für mich eine große Auszeichnung. Die entsprechende Urkunde wurde mir bei einer Lesung in Bautzen von Diethold Tietz überreicht, zusammen mit einem Präsentkorb voll Bautzener Senfgläser. Daran kann ich mich noch sehr gut erinnern.

Das Gespräch führte Holger Klatte.

Es war einmal ...

Ein genervter Professor

Toulouse, Sommer 1997. Es ist heiß in diesen Tagen. Die Sonne hüllt die Stadt in einen rötlichen Pastellton, der die Farbe der heimischen Terrakottaziegel aufgreift. Walter Krämer, Statistikprofessor an der TU Dortmund, bekommt davon aber kaum etwas mit. Er ist im Rahmen eines Forschungsfreisemesters mit seiner Wissenschaft beschäftigt. Dennoch soll dieser Sommer zu einem einschneidenden in seinem Leben werden.

Von Doro Wilke

Der Unialltag hält Krämer trotz der Lehrbefreiung gut im Griff: Publikationen präparieren, Gutachten verfassen, mit Kollegen über deren aktuelle Forschung diskutieren – da bleibt kaum Zeit für die Schönheiten der Stadt. Dennoch bleibt Krämer etwas im Gedächtnis: Die Franzosen haben eine besondere Beziehung zu ihrer Sprache. Einige sagen, sie würden sie hochnäsiger über andere stellen, doch für Krämer ist klar: Die Franzosen, vor allem seine Kollegen, behandeln ihre Muttersprache mit Respekt. Möglichst viel wird übersetzt. Englisch, das in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr Einzug in die Wissenschaften gefunden hat, wird mit Skepsis beäugt; nicht etwa, weil es nicht ausdrucksstark wäre, sondern eher, weil es omnipräsent Begriffe zu verdrängen droht, die im Französischen etabliert sind. Krämer lehnt Englisch nicht ab, doch seiner Muttersprache steht er näher und spricht sie gern; in Frankreich fühlt er diese Nähe zur Muttersprache deutlicher als zu Hause.

Den Ausschlag, so erzählt eine Legende, gab kurz danach eine Flugreise zu einer Konferenz in Spanien: Auf dem Flugfeld ein riesiges Werbeplakat der Firma Siemens. In Madrid beschriftet mit „Siemens, la fuerza de la innovación“. Aber in Düsseldorf ist auf dem gleichen Plakat zu lesen: „Siemens, the force of innovation“. Man wirbt in Spanien spanisch, in Italien italienisch, in Russland russisch – und in Deutschland englisch. Das wollte Krämer nicht widerstandslos hinnehmen. Diese kollektive Missachtung des Deutschen in Wirtschaft, Wissenschaft und Alltag stieß ihm immer stärker unangenehm auf. Er, der kein ausgebildeter Spezialist für Sprachen war, wollte das, was Menschen eint, nicht verwä-

sert sehen. „Ein Miteinander ist immer nur dann möglich, wenn man kommunizieren kann, wenn mein Gegenüber mich versteht“, so Krämer, „vor lauter Denglisch weiß man ja oft nicht mehr, was der andere überhaupt von einem will“.

Zurück in Deutschland, ging es dann im Eiltempo: Zusammen mit Gleichgesinnten gründet er im November 1997 den „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“, der im April 2000 in „Verein Deutsche Sprache“ umbenannt wird. Die Medien werden schnell auf den neuen Verein und seinen Vorsitzenden mit dem markanten Schnauzbart aufmerksam. Frankfurter Rundschau, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung, der Focus – sie alle berichten, auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk baut Kamera und Mikrofon in Krämers Büro auf. Zu interessant, zu ungewöhnlich ist dieser Statistikprofessor, der trocken anmutet, aber mit Leidenschaft für seine Sache kämpft: die Ablehnung des Denglischen. „Wir haben eine so facettenreiche Sprache. Der Beruf des Hausmeisters wird kein Stück attraktiver, wenn man ihn ‚Facility Manager‘ nennt“, so Krämer, „und nicht zu vergessen: Nicht jeder kann Englisch, auch wenn es die meisten in der Schule hatten“.

Vor allem inhaltsleere und falsche Vermischungen sind ihm ein Dorn im Auge: „Come in and find out. Also bitte – dieser Werbespruch wurde nicht ohne Grund in der Gesellschaft ins Lächerliche gezogen.“ Private Unterstützer gibt es genug; eine vom damaligen Herausgeber Frank Schirrmacher vermittelte preiswerte große Anzeige in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung generiert mehrere Hundert neue Mitglieder an einem Tag. Und als dann der STERN in einer großen, reich bebilderten Reportage in einer Ausgabe des Jahres 1998 über meh-



Der Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik Walter Krämer im Gründungsjahr des VDS in seinem Büro an der TU Dortmund. Foto: VDS-Archiv

rere Seiten voller Sympathie (ja, das war damals möglich) von ersten Aktiventreffen dieses Vereins in Weimar berichtet, brechen alle Dämme – die Verwaltung ist nicht mehr mit Bordmitteln zu bewältigen, die Zentrale zieht aus den Kellerräumen von Krämers Institut in ein Bürogebäude im Technologiezentrum der TU Dortmund, wo sie auch heute noch residiert (bis Ende des Jahres, dann erfolgt der nächste Umzug in ein noch mal größeres Büro).

Eher skeptisch reagiert die etablierte Sprachwissenschaft. Zwar wird Krämer Träger des deutschen Sprachpreises 1998, aber die Jury steht nicht für die Mehrheit der Germanisten in der Republik. Diese scheinen es nicht zu mögen, wenn Außenseiter wie Krämer oder Bastian Sick, der als Einzelperson wohl mehr als doppelt so viele Bücher verkauft hat als alle akademischen deutschen Germanisten zusammen (bisher mehr als vier Millionen), auch eine Meinung zum Thema deutsche Sprache haben.

Seit einigen Jahren tritt mit der Gendersprache eine weitere Gefahr für die deutsche Sprache auf den Plan. Eine kleine, aber laute Minderheit glaubt, durch Sternchen, Unterstriche und Doppelpunkte mehr gesellschaftliche Gerechtigkeit herstellen zu können. Dabei kommt die Sprache un-

ter die Räder. Zeichen werden in Wörter eingefügt, die dort nichts zu suchen haben. Universitäten, Verwaltungen, Unternehmen und Medien erfinden neue Wörter und ignorieren, dass viele Menschen schlichtweg nicht in der Lage sind, sie zu erfassen. Und als wären Schott*innen und Pol*innen nicht schon albern genug, machen sie sich keine Gedanken darüber, dass sie korrekterweise dann auch Bürger*innenmeister*innenkandidat*innen schreiben müssten. Nur wer komplett in seiner politisch vermeintlich korrekten Blase lebt, ohne Zugang zur Außenwelt, kann das für korrektes Deutsch halten.

Wer jedoch im Supermarkt, an der Tankstelle, an der Bushaltestelle mal Mäuschen spielt, stellt schnell fest: Die Sprachgemeinschaft lehnt das Gendern ab, es ist nicht Teil der Sprache, die allgemein genutzt wird, allen Gender-Unkenrufen zum Trotz.

Der VDS hat immer häufiger mit Anfragen zu tun, in denen sich Eltern oder Angestellte an ihn wenden, weil in der Schule oder am Arbeitsplatz gegendert wird. Diese Baustelle ist aktuell die größte, und sie zeigt: Sprache bleibt auch weiterhin ein Thema, das Menschen bewegt. Wir werden uns weiter dafür stark machen, sie zu pflegen und uns für sie einzusetzen.



Ein Vierteljahrhundert für unsere Sprache

1. Reihe: Eines der ersten Treffen von VDS-Aktiven im Haus des Vorsitzenden in Wunstorf, darunter die erste VDS-Geschäftsführerin Anke Breyman-Mbitse und Peter Ambros. Rechts: Der VDS-Stand zum Tag der Niedersachsen in Wolfsburg 2005.

2. Reihe: Projekt „Sprachpaten“ in Dortmund mit der früheren VDS-Mitarbeiterin Monika Elias (hinten links). Foto rechts: Manfred Schroeder mit Gästen aus dem Ausland auf der Delegiertenversammlung 2008 in Kusel.

3. Reihe: Walter Krämer zeichnet Eberhard Schöck auf der Delegiertenversammlung 2005 in Dresden mit der Goldenen Ehrennadel aus. Dorothee Schlösser vor einem Infostand in der Kölner Fußgängerzone. Foto rechts: Hans-Dieter Dey und Günter Hollmann sammeln Unterschriften am VDS-Stand auf der Leipziger Buchmesse 2002.

4. Reihe: Projekt-Teilnehmer des „Arnsberger Sprachpreises“ (2010) mit dem damaligen Vorstandsmitglied Heiner Schäferhoff. Foto rechts: Die VDS-Mitarbeiterinnen Stephanie Zabel und Monika Elias verteilen Sprachnachrichten bei einem Auftritt von Bastian Sick in Dortmund.



Selbstläufer

Heide Aßhoff war ganz nah dran, als der Verein Deutsche Sprache aus der Taufe gehoben wurde. Bis zu ihrer Rente Ende 2012 war sie Sekretärin am Lehrstuhl Wirtschafts- und Sozialstatistik, den Prof. Walter Krämer 1988 übernommen hatte. Für die Sprachnachrichten erinnert sie sich an die Gründung des VDS und die ersten Monat danach.

Da war er dann, der Neue im alten Mathe-Tower der Uni Dortmund. Wer Walter Krämer kennt, weiß: Mit ihm ist es manchmal schwierig, aber immer spannend und produktiv. „Das war am Anfang noch nicht so einfach“, sagt Heide Aßhoff, „aber wir haben uns schnell eingespellt. Er war immer auf Augenhöhe, ein unkomplizierter Chef, mit dem man umgehen konnte, egal, in welcher Position man selbst war.“ Trockene Statistik war das eine, Sprachen das andere. „Er hat sich nicht speziell für Sprachen interessiert, aber es hat ihn sehr gestört, wie man mit der deutschen Sprache umgegangen ist. Damals nahm Denglisch überhand.“ Dann kam der Herbst 1997: Der Umzug vom Mathe-Tower in das neue CDI-Gebäude steht an. Überall stapeln

sich Akten und Umzugskartons, ein Durcheinander auf den Gängen und in den Köpfen. Egal was man sucht: Es braucht Zeit.

Und mitten in diesem Chaos tönt eine Stimme: „Jetzt gründe ich einen Verein!“ „Was war ich sauer“, sagt Aßhoff und lacht. Eine Schnapsidee? „Nein, so etwas musste man bei ihm immer ernst nehmen, und dass es keine Schnapsidee war, hat sich ja längst erwiesen.“

„Ehe wir uns versahen, saßen alle greifbaren Mitarbeiter und Kollegen, die seine Idee unterstützten, an seinem runden Tisch und gründeten den Verein Deutsche Sprache e.V. Das hat keine halbe Stunde gedauert.“ Was mit wenigen Leuten begann, wurde zum Selbstläufer: Die Mitgliederzahlen stiegen rasant. Viele riefen an und wollten Krämer selbst



Lange Jahre (ehrenamtlich) die Büroleitung des noch jungen Vereins Deutsche Sprache: Heide Aßhoff.

Foto: VDS-Archiv

sprechen. So froh waren sie, dass sich jemand mit dem beschäftigte, was ihnen offenbar selbst ein Dorn im Auge war.“ Was Walter Krämer allerdings am wenigsten hatte, war Zeit. „Eine Zerbera hat man mich genannt“, lacht sie. „Nicht jeder wollte verstehen, dass ein Plauderstündchen nahezu unmöglich war und nichts mit Arroganz zu tun hatte.“

Uni und Verein, es gab in beiden Bereichen mehr als genug zu tun – Aßhoff jonglierte mit

den Terminen. Nach zwei Jahren nahm die Arbeit für den Verein so sehr überhand, dass man ihn auf professionelle Beine stellte: Eine Geschäftsstelle mit Angestellten übernahm die Geschicke des Vereins. Heute hat der Verein über 37.000 Mitglieder weltweit. „Wir haben das damals nicht als so spektakulär angesehen – aber das war es. Ich hätte nie gedacht, dass es so ein Riesenverein wird“, freut sich Aßhoff.

Doro Wilke

Nachbarschaftshilfe

Von Wolfgang Leininger

Das Gedächtnis ist ein sonderbares Sieb: 1997 war das Jahr meines ersten (und bislang einzigen) Auswärtsspiels in der Champions League mit dem BVB. Ich erlebte jenes denkwürdige Halbfinale in Old Trafford (für Fußball-Abstinenzler: Hier spielt Manchester United), in dessen Verlauf Jürgen Kohler zum Fußballgott mutierte und das die Borussia ins Endspiel brachte, das sie einen Monat später in München gegen Juventus Turin gewann. Genau weitere zwei Monate später gewann Jan Ullrich die Tour

de France. Kurz darauf muss mich Walter Krämer, dessen Lehrstuhl an der Universität Dortmund dem meinen benachbart war, auf dem Gang angesprochen haben. Er suchte wackere Mitstreiter – sieben an der Zahl – zur Eintragung eines Vereins beim Amtsgericht. Es ging um die deutsche Sprache, ihre zunehmende Infiltration durch unnötige Anglizismen und das daraus als angeblich modernes Deutsch resultierende „Denglisch“. Ich sagte sofort zu, weil diese Entwicklung auch in mir schon länger einen Nerv getroffen hatte. Ich war ihr als Mitglied einer betriebswirtschaftlich

dominierten Fakultät seit Jahren – und zunehmend unmutig – im Fakultätsalltag ausgesetzt. Mein gelegentlicher Widerstand dagegen beschränkte sich jedoch auf die phonetisch deutsche Aussprache der englischen Worte oder deren wortwörtliche Übersetzung, was mir in Gremiensitzungen teils amüsiertes, teils müdes, teils peinlich berührtes Lächeln – aber immer Reaktionen – einbrachte. So nahm ich denn an mehrmaligem Gehirnstürmen [sic!] zur Namensfindung für den zu gründenden Verein und – später – zur Benennung des anprangernden Sprachpreises teil. Dass dann mit meiner Unterschrift ein „Verein zur Wahrung der deutschen Sprache“ gegründet wurde, machte mich nicht wirklich glücklich, aber ich konnte gut damit leben; der aufgesetzten Modernität der Anglizismen etwas leicht altbacken Daherkommendes, aber ungemain Treffendes entgegenzusetzen, empfand ich damals als durchaus reizvoll. (Wer sich dann alles durch diese Namensgebung

wie gereizt fühlte, habe ich allerdings nicht vorhergesehen.) Den „Sprachschuster“ fanden wir wohl alle nicht so geglückt; an seiner wenig später erfolgten brillanten Umbenennung in „Sprachpan-scher“ hatte ich leider keinerlei Anteil. Zu dieser Zeit war auch schon klar, dass es zum Aktivisten für das Vereinsanliegen für mich nicht reichen würde; der ungeheure Erfolg der Vereinsgründung machte mich diesbezüglich auch doppelt entbehrlich. Mein – auch immer wieder mal bespötteltes – alltägliches Engagement in der Sache ist aber ungebrochen. Als der Verein 2006 seine Aktion Wortpatenschaften startete, erschien Wochen später zu meiner Überraschung in der Westfälischen Rundschau ein Artikel mit dem Konterfei unseres ältesten Sohnes, der eine Urkunde in die Kamera hält. Daraus geht hervor, dass er „offizieller Pate“ des deutschen Wortes „Sch...“ sei. Er hatte dafür 5 Euro seines Schülertaschengeldes ausgegeben. C'est la vie.



Wolfgang Leininger war von 1989 bis zu seiner Emeritierung 2020 Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität, später TU Dortmund. In seinen Spezialgebieten Mikroökonomie und Spieltheorie zählte er zu den Spitzenforschern in der Bundesrepublik; er war Mitherausgeber des Journal of Mathematical Economics, des European Journal of Political Economy und des Journal of Evolutionary Economics. Einen Ruf nach Bonn als Nachfolger von Nobelpreisträger Norbert Selten hat er abgelehnt.

Foto: privat

1997 hatte noch mehr zu bieten als die Gründung des VDS. Was ist 1997 sonst noch passiert?

- 23. Januar – Madeleine Albright wird Außenministerin der USA
- 4. Februar – Südafrika bekommt eine neue Verfassung
- 1. März – Schwere Unruhen in Albanien, die Regierung tritt zurück
- 26. April – Bundespräsident Roman Herzog hält seine bekannte Berliner Rede, in der er fordert, durch Deutschland müsse ein „Ruck“ gehen

- 15. Mai – Der Bundestag beschließt die rechtliche Gleichstellung ehelicher und außerehelicher Vergewaltigung, damit wird die Vergewaltigung in der Ehe strafbar
- 30. Juni – In Hongkong endet nach 99 Jahren die britische Kolonialherrschaft, das gesamte Gebiet fällt an die Volksrepublik China
- 27. Juli – Jan Ullrich gewinnt die Tour de France
- 29. August – Armenien und Russland unterzeichnen einen Freundschaftsvertrag

- 18. September – Bei einem Terroranschlag auf Touristen in Kairo werden zehn Menschen getötet, darunter neun Deutsche, und 24 verletzt
- 7. Oktober – In Polen tritt die neue Verfassung in Kraft
- 16. November – China lässt den Dissidenten Wei Jingsheng aus der Haft frei und schiebt ihn in die USA ab
- 1.–10. Dezember – In Kyōto (Japan) findet eine internationale Klimakonferenz statt, auf der sich die Industrieländer verpflichten, ihre Treibhausgas-Emissionen zu senken

Der VDS heute

Der Verein Deutsche Sprache ist aus der Idee heraus entstanden, Deutsch als Sprache wieder mehr in den Mittelpunkt zu rücken. War es früher zumeist der Widerstand gegen unnötige Anglizismen, ist es heute die Gendersprache, die viele Mitglieder ärgert und die sich deswegen an uns wenden. Doch fernab von diesen großen Themen gibt es viele andere Projekte, die der VDS unterstützt, initiiert und begleitet. Mit der Sprachberatung bieten wir unseren Mitgliedern, aber auch anderen Interessierten einen Service an, wenn sie sich bei einer Formulierung oder einer grammatikalischen Frage unsicher sind. In der Geschäftsstelle arbeiten (auch) Germanisten, die als Fachleute mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Mit dem „Besten Deutsch-Abi“ zeichnen wir Absolventen aus, die an ihren Schulen die beste Leistung in diesem Fach abgeliefert haben. Mittlerweile machen rund 600 Schulen bei dem Projekt mit. Das Projekt „Brieffreundschaften“ wird immer stärker nachgefragt. Waren es vorher nur vereinzelte Nachfragen, sind es jetzt monatlich über 130, die Geschmack am Austausch mit Fremden gefunden haben, die die gleichen Interessen teilen.

Wer sich für alte Schriften interessiert, ist beim Projekt „Süttember“ bei uns gut aufgehoben. Das Wortspiel aus „Sütterlin im September“ benennt den Aktionsmonat, mit dem wir auf die



Stipendium „Vier Wochen Deutsch“: Der VDS ermöglicht Studenten aus dem Ausland einen Aufenthalt mit Sprachkurs in Deutschland, gleichzeitig reist ein Stipendiat aus Deutschland an die jeweilige Partnerorganisation im Ausland. Hier Lea Jockisch 2016 in Ghana.

Fotos: VDS-Archiv



2022 fand bereits zum zweiten Mal der „Süttember“ statt. Das Projekt stellt die Bedeutung der Handschrift heraus.



Buchpreis für beste Abiturleistung im Fach Deutsch: Bei der Aktion „Bestes Deutsch-Abitur“ machen mittlerweile über 600 Schulen in Deutschland mit.

langsam aussterbenden gebrochenen Handschriften wie Sütterlin oder Kurrent aufmerksam machen. Vorträge, Treffen zum Selbst-Ausprobieren, ein Beutel mit Lernutensilien und Ratespiele in den sozialen Medien locken

viele Teilnehmer – unabhängig vom Alter.

Auch international arbeitet der VDS auf Hochtouren: Viele Mitglieder aus dem Ausland unterstützt der VDS mit Reisestipendien. Vor Corona nahmen Stipendiaten aus Deutschland und aus dem Ausland an dem Austauschprojekt „Vier Wochen Deutsch“ teil. In Botswana helfen wir derzeit mit, eine Schule auszubauen, die Deutsch als Fremdsprache anbietet – die einzige in diesem Land. Und in Bayern organisieren wir schon seit Juni Freizeitangebote für ukrainische

Kinder, bei denen sie auch ihre Deutschkenntnisse verbessern können.

Im vergangenen Sommer haben wir in der neuen Geschäftsstelle, die demnächst an den Start geht, ukrainische Flüchtlinge beherbergt, die – teils traumatisiert – etwas zur Ruhe kommen konnten, bevor sie eine eigene Wohnung fanden. Dieses Hilfsprojekt haben wir gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde Unna gestemmt, und auch das zeigt: Über den Tellerrand blicken ist etwas, das mit Sprache am besten funktioniert.

Doro Wilke



Ukrainische Flüchtlinge ziehen für einige Monate in das neue Domizil des VDS und der Stiftung Deutsche Sprache in Kamen ein. Oliver Baer (hinten links) erklärt die Räumlichkeiten.

DUDEN, -ling-Wörter und das Elend des Genderens

Wer die Presse verfolgt, merkt seit einiger Zeit, dass der DUDEN und ganz vorne weg Dr. Kathrin Kunkel-Razum, Chefredakteurin des Dudens, in Erklärungsnöten stecken.

Von Josef Bayer

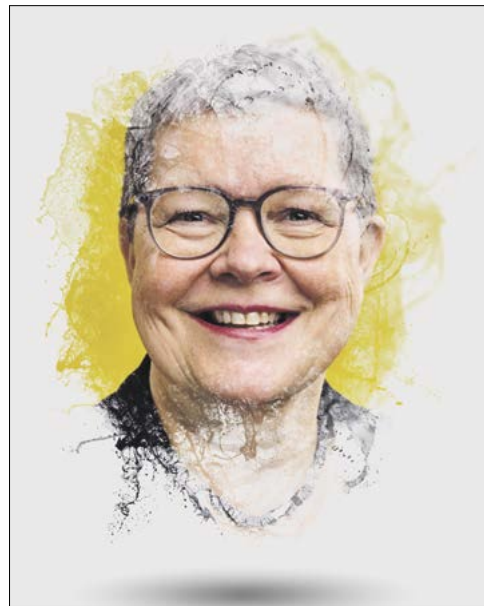
Die Reaktionen auf das „gendergerecht“ reformierte Online-Wörterbuch des DUDEN sind schwerwiegend. Frau Dr. Kunkel-Razum befindet sich in einer prekären Lage. Aus ihren Reaktionen liest man heraus, dass sie sich wohl nichts lieber wünscht, als das unselige Projekt ungeschehen zu machen. Das geht aber nicht. Die Missgeburt hat das Licht der Welt erblickt und inzwischen vermutlich auch Säcke an Geld verschlungen. Jetzt wird zurückgerudert, um den Schaden abzumildern. Es sei ja alles gar nicht so gemeint gewesen. Das generische Maskulinum gäbe es nach wie vor, usw. Diese rhetorischen Abwiegereien sind natürlich, folgt man der Logik des DUDEN, einen Pfeifendeckel wert. Die DUDEN-Regelung schafft das generische Maskulinum ab. Punkt. Alles andere würde die Verfertigung dieses neuen Meilensteins in der Beschreibung des Deutschen auf Kasperltheater reduzieren. Und einen Fasnachtsscherz wird Frau Dr. Kunkel-Razum wohl nicht beabsichtigt haben. Meines Erachtens wäre der würdigste Ausstieg, das Projekt einzustampfen und sich bei den Geldgebern für die Pleite zu entschuldigen.

Ich will diese Kritik nicht einfach so stehenlassen. Man kann sie nämlich sehr gut konkretisieren. Die Beispiele fliegen einem nur so zu. Nehmen wir nur mal die Substantive, die auf -ling enden. In einem älteren rückläufigen Wörterbuch finde ich darin 320 Einträge. Viele davon bezeichnen Personen, also Wesen, die mit einem natürlichen Geschlecht gesegnet sind: *Dichterling, Emporkömmling, Feigling, Firmling, Fiesling, Flüchtling, Fremdling, Günstling, Häftling, Häuptling, Höfling, Jüngling, Lehrling, Liebling, Lüstling, Mischling, Pflegling, Prüfling, Säugling, Schönling, Schreiberling, Schwächling, Sprössling, Täufling, Weichling, Wüstling, Zögling* sind nur einige der frequenteren.

Das genderlinguistische Problem: Sie sind alle vom Genus her maskulin. Und es gibt zu keinem von ihnen eine etablierte feminine Ableitungsform. Man denke

nur das Beispiel *Feigling* und das was einen erwarten müsste: *Feiglingin, Feigline, Feigleuse, Feigtesse*. Alle bestenfalls als Ad-hoc-Bildungen für Sprachscherze zu gebrauchen.

An vielen Beispielen kann man sehen, dass das Substantiv auf -ling trotzdem keinerlei Probleme bei der Anwendung an weibliche



Für die DUDEN-Redaktion unter der Leitung von Kathrin Kunkel-Razum ist „Fremdlingin“ die feminine Form von „Fremdling“. Die Abschaffung des generischen Maskulinums bringt den Duden in Erklärungsnöte.

Personen verursachen. Ein Satz wie *Der Säugling Waltraud schaute voller Aufmerksamkeit in die Kamera* würde wohl auch härteste Verfechter und Verfechterinnen der Gendergerechtigkeit semantisch nicht aus dem Gleis werfen.

Bei Heinrich Mann heißt es über die Taufpatin Cathérine, Schwester des Königs Heinrich IV, anlässlich der Taufe seiner Tochter auf den Namen Cathérine-Henriette: *Nach den wohlgeordneten Gliedern des Täuflings beschrieb sie das Kissen, auf dem er ... lag ...* Obwohl es um ein Mädchen geht, nimmt die Grammatik darauf Bezug mit der maskulinen Form *Täufling* und folgerichtig auch mit dem Pronomen *er*. Auch bei einem weiblichen Täufling scheint es also keine ernsthaften Probleme zu geben.

Was also tun? Das neue DUDEN-Wörterbuch findet sich in der Klemme und muss einräumen, dass sich *Säugling* auch weiterhin auf ein weibliches Neugeborenes beziehen darf. Wer aber gehofft hatte, dass das das

letzte Wort zu den Substantiven auf -ling war, sieht sich getäuscht. Als Nachbareintrag für *Fremdling* wird nämlich nun – ich schwöre es – *die Fremdlingin* aus der Tasche gezogen. Der Ausdruck kommt einmal in einem Gedicht von Hölderlin vor und bezieht sich dort nicht einmal auf eine Person sondern auf die Nacht. Auch bei Jean Paul und bei Max Frisch tauchte das Wort angeblich einmal auf. Dichterischer Freiheit sind keine Grenzen gesetzt, aber um diese geht es im DUDEN vermutlich nicht.

Obwohl der DUDEN neue Wörter aufnehmen und alte entsorgen möchte, verkauft er seinen

Kunden *Fremdlingin* – mit dem schüchternen Zusatz „veraltend, meist dichterisch“ – als die aktuelle feminine Version von *Fremdling*. (Für weitere Diskussion siehe <https://merton-magazin.de/hier-endet-das-gendern>).

Der DUDEN schwindelt damit das Wort *Fremdlingin* in den Wortschatz des heutigen Deutschen hinein. Man fragt sich, wieso es dann keine *Feiglingin, Häuptlingin, Lehrlingin* gibt. Wenn selbst eine Politikerin der Grünen sagt, sie hätte als kleines Mädchen gerne „Indianerhäuptling“ gespielt, muss an der prinzipiellen semantischen Unverfänglichkeit der maskulinen Form ja etwas dran sein. Die Tatsache, dass es zu den Substantiven auf -ling im Deutschen keine separate feminine Form gibt, eine solche aber durch das Anhängen von -in möglich wäre, beweist, dass diese Substantive auf alle natürlichen Geschlechter bezogen werden können. Sätzen wie *Wenn meine Tante kein solcher Feigling wäre, hätte sie ihren Mann längst rausge-*

worfen haftet nichts merkwürdiges an. Für *Feiglingin* und dergleichen gibt es offenbar nicht den geringsten Bedarf. Für *Fremdlingin* natürlich auch nicht. Man findet jederzeit Beispiele wie *Freda kann uns nachdenklich machen, denn sie war selbst ein „Fremdling in unserem Land“*.

Ein Kommentator schreibt daher sehr richtig, dass sich Substantive auf -ling gemeinhin auf beide (oder mehr) Geschlechter beziehen, und dass „alle Genderisierungen hochgradig albern wären“.

Durch die Nicht-Anerkennung des generischen Maskulinums hat sich der DUDEN in seltsame und vollkommen überflüssige Verstrickungen begeben, aus denen ein Entkommen nur schwer möglich ist. Wo immer es möglich scheint, werden feminine Varianten hervorgezaubert, die bisher allenfalls marginal waren und für die erfolgreiche Referenz auf weibliche Personen keine spezielle Rolle spielten. *Angsthäsin* und *Drückebergerin* sind in meiner DUDEN-Ausgabe von 1989 noch nicht zu finden, obwohl man sie bilden kann. Bei *Angsthase* und *Drückeberger* erfährt man dort, dass es „jemand, ist der ...“. Die Definition besagt, es kann sich auf einen Mann aber jederzeit auch auf eine Frau beziehen. Das Geschlecht eines Menschen, dem die Furchtsamkeit eines Hasen zugeschrieben wird, schien bislang keine Rolle gespielt zu haben. Analoges beim *Drückeberger*, beim *Feigling*, beim *Fremdling* usw. Wer aber dennoch meint, die Movie- rierung dieser Formen könnte einen emanzipatorischen Nutzen haben, sollte sich dann im Sinne der logischen Geschlossenheit auch gleich um die stets maskulinen Personenbezeichnungen kümmern, die aus Imperativsätzen entstanden sind: *Gottseibeius, Habenichts, Haudrauf, Taugenichts, Tunichtgut, Schlagetot, Springinsfeld*. Hier wird's dann wirklich eng. Aber vielleicht findet ja das DUDEN-Team um Dr. Kunkel-Razum einmal einen Literaturbeleg für *Habenichtsin* oder *Tunichtgutin* oder für *Springinsfeldin*. Anne Will würde sicher viel dafür geben, ihr Millionenpublikum mit gendergerechten Kreationen beglücken zu können wie etwa in: *Das Finanzamt nimmt selbst den Habenichts?innen ihre letzten Notgroschen ab*.

Der Autor ist Prof. em. für Allgemeine und Germanistische Linguistik an der Elite-Universität Konstanz.

Langue de bois Meine Korrespondenz mit der Bayerischen Staatsoper

Dr. Bernd Fischer, VDS-Regionalleiter in Frankfurt am Main und Betreiber des überaus empfehlenswerten Blogs www.philippicae.de, war ein großer Freund der Bayerischen Staatsoper in München. Heute ist er es nicht mehr. Sein hier abgedruckter Briefwechsel mit dem Opernhaus ist Anlass zu einer Betrachtung eines Phänomens, das in Frankreich unter „langue de bois“ für Ablehnung sorgt. Auf Deutsch sagt man am besten „Betonsprache“ dazu.

Sehr geehrte Dame und Herren, habe soeben Ihren Newsletter abbestellt, da ich es nicht ausstehen kann, wenn man die deutsche Sprache gendert. (Ich lese grundsätzlich keine „gegenderten“ Texte.)

Grüße an Ihren Gender-/Gleichstellungswart.
Alles Gute!

Sehr geehrter Herr Fischer, haben Sie besten Dank für Ihre Nachricht. Es ist uns ein Anlie-

gen, mit Ihnen darüber ins Gespräch zu kommen.

Wir bedauern sehr, wenn Sie den Newsletter der Bayerischen Staatsoper aufgrund der Verwendung geschlechtergerechter Sprache nicht mehr erhalten möchten.

Die Bayerische Staatsoper hat sich bewusst für den Gebrauch einer geschlechtergerechten Sprache in ihren Publikationen, auf der Webseite und auch in der Kommunikation mit

dem Publikum entschieden. Die gendergerechte Sprache drückt eine Wertschätzung der Vielfalt unserer Gesellschaft aus – ein Anspruch, dem wir uns als staatliche Institution verpflichtet sehen. Die deutsche Sprache bietet eine Fülle an Möglichkeiten, geschlechtergerecht zu formulieren. Es gibt dafür laut Duden allerdings keine Norm.

Wir haben Verständnis, wenn Sie sich an den gendergerechten Formulierungen in unserer Kom-

munikation stören. Schließlich ist das Abweichen von alten Gewohnheiten anfangs immer eine Umstellung. Die Bayerische Staatsoper hat sich dafür entschieden, Sprache zu verwenden, von der sich alle angesprochen fühlen können. Sprache ist und war schon immer dynamisch und unabhängig davon, ob sich das Gendern durchsetzen wird oder nicht, konnten wir damit eine Debatte anregen und auf Ungleichheiten in unserer Gesellschaft aufmerksam machen. Insbesondere die Kultur- und Kunstszene bietet einen Raum für Neues oder Anderes, das nicht unbedingt allen gefallen muss.

Mit freundlichen Grüßen,
Bayerische Staatsoper

Guten Tag, nett, dass Sie mich wie einen schwer erziehbaren Zögling behandeln, der nur

etwas schwer von Begriff ist. Im Gegensatz zu Ihnen bin ich jedoch nicht der Auffassung, dass sich dieser Orwellsche Neusprech langfristig nicht durchsetzen wird. Je mehr ich damit konfrontiert bin, desto mehr lehne ich ihn ab (wie übrigens 80 % aller Deutschen allen Umfragen zufolge; Tendenz wachsend)!

Ihre Email ist ein wunderbares Beispiel für die Betonsprache (im Französischen „Langue de bois“). Somit versuche ich jetzt nicht, mit Ihnen zu diskutieren (es wäre vermutlich zwecklos), sondern füge ein Video bei, das über die grundlegenden Schwachpunkte dieses „Sprechens“ informiert. Vielleicht schauen Sie es sich einmal an und beginnen diese unsinnige Sprechform selbst einmal zu hinterfragen.

<https://www.youtube.com/watch?v=aZaBzeVbLnQ>

Ich wünsche Ihnen jedenfalls alles Gute! Die Bayerische Staatsoper wird sicher auch ohne mich auskommen!

Beste Grüße,
Dr. Bernd Fischer

Die Historie der Beschreibung und Erforschung der von der Staatsoper benutzten Betonsprache ist sehr vielfältig. Wer sich damit beschäftigen möchte, dem sei das Buch von Christian Delporte, *Une histoire de la langue de bois*. Flammarion, 2009, sehr ans Herz gelegt. Es ist allerdings nur in der originalen Version, also auf Französisch, erhältlich, wie die Befassung mit dieser Sprachform generell einen Schwerpunkt in Frankreich zu haben scheint. In diesem Fall ist auch der Wikipedia-Eintrag sehr hilfreich. Dort wird die Nutzung der Betonsprache wie folgt definiert: „Diese Art der Kommunikation wird dazu genutzt, Unwissenheit zu verstecken oder Auseinandersetzungen über Sachthemen zu umgehen, indem mithilfe von abstrakten und pompösen Ausdrücken Banalitäten verkündet werden. Es handelt sich dabei weniger um den Versuch, die Zuhörenden mit der eigenen Redegewandtheit zu beeindrucken, sondern um eine Strategie, die es ermöglicht, Themen oder Fragen auszuweichen, indem man inhaltlich schweigt, aber trotzdem spricht.“ Es ist die Sprache totalitärer Regime.

Die Sprachen kommunistischer und faschistischer Regime sind wohl die wichtigsten Beispiele. Sie werden im Buch von Delporte eingehend behandelt; ebenso natürlich George Or-

wells Neusprech aus dem Roman 1984. Die E-Post der Bayerischen Staatsoper ist ein gutes Beispiel für Betonsprache, wie sie im Zusammenhang mit der Gender-sprache verwendet wird.

Man möchte mit mir ins Gespräch kommen! In Wirklichkeit will man mich zum rechten Glauben bekehren, wie die Missionare die Eingeborenen Südamerikas bekehrt haben! Man habe sich „bewusst“ für die Gendersprache entschieden. Dies ist eines dieser Scheinargumente, wie man sie in ähnlicher Weise öfters geboten bekommt. Eine beliebte Variante (nennen wir sie die Saulus-Paulus-Variante) lautet: „Erst war ich ja dagegen, doch dann ...“ Dies soll natürlich den Eindruck

einer intensiven sachlichen und objektiven Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex vor-täuschen.

Der Kern dieser hochtrabenden Deklarationen basiert im Wesentlichen (wie immer in solchen Fällen) auf der gebetsmühlenartigen Wiederholung des Terminus „geschlechtergerechte Sprache“. Dieser hat die Funktion eines Betonriegels, der zum einen demonstriert, wie unangreifbar man die eigene Position betrachtet, und zum anderen dem „Heiden“ (also dem, der diese „Fülle an Möglichkeiten geschlechtergerecht zu formulieren“ in Gänze ablehnt) signalisiert, wie wenig Interesse man an einem wirklichen Diskurs hat. Aber man

streckt ihm auf tantenhafte Weise die versöhnende Hand entgegen: „Wir haben Verständnis, wenn Sie sich an den gendergerechten Formulierungen in unserer Kommunikation stören. Schließlich ist das Abweichen von alten Gewohnheiten anfangs immer eine Umstellung.“ Anfangs! Danke, liebe Staatsoper, dass Du mir Erlösung in Aussicht stellst!

Schließlich, auf welche „Ungleichheit“ will man überhaupt aufmerksam machen? Man spricht es nicht aus, da man dann natürlich zugeben müsste, dass der ganze Sprachklamauk auf einer Fehldeutung des sog. „generischen Maskulinums“ basiert. Man schweigt inhaltlich, spricht aber dennoch ... Bernd Fischer

Petition der Frauen gegen das Gendern

Das Gerücht, dass Frauen das Gendern grundsätzlich befürworten, da es sie „sichtbar“ mache, hält sich beharrlich – und das allen Umfragen zum Trotz. Die meisten Frauen lehnen das Gendern jedoch ab.

Mehrere bekannte Frauen haben jetzt auf der Plattform openpetition.de eine Petition ins Leben gerufen, die sich gegen das Gendern richtet. So wollen sie sich endlich Gehör bei der Politik verschaffen. Gendern sei nicht nur unökonomisch und sprachlich falsch, vor allem behindere es ein Miteinander: „Statt Gleichheit und mehr Gerechtigkeit zu erreichen, reißt es

Gräben zwischen den Geschlechtern auf, grenzt Menschen nach gruppenbezogenen Merkmalen aus und benachteiligt Menschen (...) und ist ein Integrationshindernis für Zuwanderer.“

Diese Initiative ergriffen haben unter anderen die Schauspielerin Gabriele Gysi, die Literaturwissenschaftlerin Elvira Grözingen und die Islamwissenschaftlerin Nasrin Amirsedghi. Männer sind als Unterstützer willkommen, denn das Sprachgendern „schadet insbesondere den Frauen, aber letztlich allen“, sagt Sabine Mertens, Verfasserin des Aufrufes.

www.openpetition.de/!einheitssprache



Beim Gendern erwisch

SWR reagiert auf Programmbeschwerde

Wenn im Internet Videos untertitelt werden, damit sie auch ohne Ton abgespielt werden können, ohne andere zu stören, dann gilt die journalistische Sorgfaltspflicht. „Ähms“ und „hmmms“ dürfen gerne ausgelassen werden, da sie nichts zum Inhalt beitragen. Wenn aber die Worte eines Protagonisten ideologisch poliert werden, dann steht das auf einem anderen Blatt. Bei Instagram war einem Nutzer aufgefallen, dass auf der Seite @wirsindmainz (die zum Sender DADING des SWR

gehört), die Untertitel gegendert waren – und das, obwohl der Protagonist in dem kurzen Video gar nicht gegendert hat. Der Nutzer @jeanvansta sowie der VDS stellten das auf Twitter online, @jeanvansta fragte zusätzlich auf Instagram nach, wieso gegendert werden sollte. Erst hab es ein „hü“ seitens der Redaktion: „Alles ok, das sei so üblich.“ Dann, nachdem auf Twitter die SWR-Pressestelle sagte, das hier ein Fehler unterlaufen war, kam auf Insta das „hott“: „Ach blöd, menno, da haben wir nicht korrekt gehandelt.“

Der VDS hat diesbezüglich eine Programmbeschwerde eingereicht. Anke Mai, Programmdirektorin für die Bereiche Kultur, Wissen und Junge Formate, stimmte in ihrer Antwort zu, dass das Gendern an dieser Stelle nicht richtig war: „Das junge SWR-Angebot DADING richtet sich an eine Zielgruppe von 14–29-Jährigen. Eine Zielgruppe also, in der der Umgang mit Geschlechterneutralität und Diversität viel alltäglicher ist als in älteren Zielgruppen. Dass die Aussagen des Stadtwald-Rangers im Untertitel,

entgegen seinem Sprachgebrauch, gegendert wurden, hätte jedoch nicht passieren dürfen. DADING übernimmt dafür die Verantwortung.“ Zwar gebe es beim SWR einen Genderleitfaden, der auch Gendersternen und Doppelpunkt durchaus empfiehlt, aber Untertitel dürften nicht damit dargestellt werden, wenn Genderformen im Original nicht vorkommen. „Das DADING-Team hat den Leitfaden dahingehend bereits nochmals konkretisiert, um solche Fehler künftig zu vermeiden, schreibt Mai. Doro Wilke

Der*die Erbkönig*in

Gehört der Gender-Lyrik die Zukunft? // Von Philip Plickert

Vor kurzem kursierte auf Twitter ein Ausschnitt aus einem literaturwissenschaftlichen Seminar. Es ging laut Betreff um die „Neuartigkeit der Naturerfahrung in Goethes Sesenheimer Lyrik“. Ein Teilnehmer schrieb dann einen Satz zu Marcel Proust, der folgendermaßen lautete – Achtung: „Marcel Proust definiert eine*n gute*n Stilisten*in als eine*n Künstler*in, der*die neue Erkenntnisse ...“. Sie mögen nun einwenden, dass dieser Satz gerade kein Beispiel für guten Stil, sondern für stilistische Grausamkeit und Vergewaltigung der Sprache darstellt. Aber vielleicht gehört der Gender-Lyrik die Zukunft? Denn gerade in den Sprachwissenschaften ist der Drang zur „geschlechtergerechten“ Sprache ja bekanntlich

besonders groß. Dann müssten auch bekannte Werke der Lyrik und Weltliteratur folgerichtig um- und neugeschrieben werden.

Fangen wir mit Goethes Ballade „Der*die Erbkönig*in“ an: Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? // Es ist der*die*das Vater*Mutter*Elternteil mit seinem*ihrem Kind* // Er*sie*es hat den*das Knaben*Mädchen wohl in dem Arm, // Er*sie*es fasst ihn*sie*es sicher, er*sie*es hält ihn*sie*es warm.

Mein*e Sohn*Tochter*Kind, was birgst du so bang dein Gesicht? – // Siehst, Vater*Mutter*Elternteil, du den*die Erbkönig*in nicht? ...

Aber auch Goethes „Der*die Zauberlehrling*in“ bietet sich an: Hat der*die alte Hexenmeister*in // sich doch einmal wegbegeben! // Und nun sollen seine*ihre Geister* // auch nach meinem Willen leben.

Besonders reaktionären Geistern wird die stilistische Neuerung nicht unmittelbar als schön einleuchten. Aber das sind Probleme einer älteren Generation, die sich dem geschlechtergerechten Fortschritt verweigert. Doch halt, was geschieht im Mutterland von Marcel Proust, in Frankreich? Dort legt man offenbar mehr Wert auf guten Stil als auf „geschlechtergerechte“ Sprache. Die reaktionäre Regierung von Emmanuel Macron hat in Gestalt des Bildungsministers Jean-Michel Blanquers ein Verbot des schriftlichen „Gendern“ in den Schulen beschlossen.

Auch westlich des Rheins war die Gender-Seuche auf dem Vormarsch: Dort verwendeten progressive Kreise statt der Sterne (wie in „Politiker*innen“) neuerdings

Pünktchen wie in „député.e.s“ (Parlamentarier*innen) oder „électeur.rice.s“ (Wähler*innen). Das Thema spaltet Gesellschaft und Politik. Die französische Bildungsgewerkschaft SUD warf Blanquer vor, der „pädagogischen Gemeinschaft seine eigene Rückständigkeit aufzuzwingen“.

Aus der Bevölkerung, darf man annehmen, gab es überwiegend Zustimmung zu dem Schritt, die schwer auszusprechenden Pünktchen nicht zur schulischen Norm werden zu lassen. Zu wünschen wäre, dass „die Hexenmeister*innen“ der Gender-Sprache auch in Deutschland gestoppt werden.

Der Autor ist Mitglied der FAZ-Wirtschaftsredaktion und Wirtschaftskorrespondent in London.

Der Deutsch-Profi

Zum Tod von Wolf Schneider

Ein ganz Großer ist gestorben. Wer in Deutschland berufsmäßig zu schreiben hat, kam und kommt um Wolf Schneider nicht herum. Und wer so schreibt, dass andere diese Texte mit Gewinn und Freude lesen, hat das wahrscheinlicher als andersherum zu einem guten Teil von Wolf Schneider gelernt; seine Stilfibel, etwa „Deutsch für Profis“ oder „Deutsch für Kenner“, sind einsame Klassiker dieses Genres und ersetzen in dieser Hinsicht ein komplettes Germanistikstudium.

Ohnehin hielt Schneider die Bedeutung einer akademischen Ausbildung im Journalismus für weit überschätzt; selbst ohne einschlägige Ausbildung zum berufsmäßigen Schreiben gekommen, stellte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit die vorrangige Bedeutung von Sachkenntnis und Weltverständnis für gute Schreiber in den Mittelpunkt. Der Studiengang Journalistik an der TU Dortmund etwa, in dessen Rahmen der Schreiber dieser Zeilen lange Zeit die Vorlesung „Statistik für Journalisten“ angeboten hatte, war für ihn eher Zeitverschwendung auf dem Weg in die SPIEGEL-Redaktion. Für viele schneller ging es tatsächlich über die von Schneider geleitete Henri-Nannen-Schule in Hamburg (am Anfang „Hamburger Journalistenschule“), wo der große Meister den Kursteilnehmern die heiße Luft aus ihren Texten blies.

Ich selbst habe vier Jahre lang, von Februar 2006 bis Januar 2010, zusammen mit Josef Kraus, Cornelius Sommer und Wolf Schneider jeden ersten Sonntag im Monat für dpa eine Pressemitteilung

zu unserer „Aktion lebendiges Deutsch“ verfasst und meine eigenen Beiträge stets erheblich kürzer und besser lesbar von Wolf Schneider zurückbekommen. Mit dieser Aktion hatten wir uns vorgenommen, die nach dem Krieg wie selbstverständlich in Deutschland geübte Praxis wiederzubeleben, neue Wörter aus dem Englischen wie cold war (Kalter Krieg), air lift (Luftbrücke) oder self service (Selbstbedienung) ohne viel Federlesens einzudeutschen. Die Sieger unserer Publikumsbefragungen gingen dann an dpa. Unser Aufruf zur Eindeutschung von „brainstorming“ etwa generierte über 10.000 Vorschläge, davon 3.800 verschiedene, von Hirnhatz über Denkgewitter und Synapsentango bis zu Lösungsansatzsammlungsgenerierung; in Deutsch lebt! Ein Appell zum Aufwachen (Paderborn 2010) ist die Ernte dieser Jahre zusammengetragen.

Mit dieser Aktion, wie auch durch seine Kritik an der Rechtschreibreform („überflüssig wie ein bayerischer Kropf“), durch seine aktive Mitgliedschaft im Verein Deutsche Sprache und seine vielfach öffentlich geäußerte Antipathie gegen die Auswüchse der Gendersprache („Wichtigkeit der Leuten, die von Sprache keine Ahnung haben“), positionierte sich Wolf Schneider deutlich da, wo viele Intellektuelle unseres Landes nicht gesehen werden wollen: in der prekären Verteidigerfront deutscher kultureller Interessen. In seinem Spiegel-Bestseller Speak German („Ein starkes Buch gegen die Anglomanie“ – Welt am Sonntag),



Einen wie ihn wird es so bald nicht wieder geben:
Wolf Schneider
(1925–2022).

Foto: Peter Just

einem der letzten seiner insgesamt 28 Sachbücher, hält er seinen Landsleuten einen mehr als hässlich machenden Spiegel vor: „Auf einfache Weise“ – so ein Rezensent bei Amazon – „wird dem Leser offenbart, wie grenzdebil so manche Slogans in der Werbung sind und dass Globalisierung, um mit der Herde mitschwimmen zu wollen, noch lange nicht der richtige Weg ist.“ Völlig fremd, als langjähriger Moderator der NDR Talkshow, war ihm daher auch das heute übliche Anschleimen an Politiker rot-grüner Couleur, die vornehmlich in diesen Formaten eingeladen werden. Schneider redete Tacheles, Kuschelorgien gab es bei ihm nicht.

Begonnen hatte diese beispiellose Karriere nach dem Zweiten Weltkrieg mit einer Tätigkeit als Übersetzer, später als Redakteur, für die „Neue Zeitung“ der amerikanischen Militärregierung in München. Geboren im Mai 1925 in Erfurt, aufgewachsen in Berlin, hatte Wolf Schneider nach dem Abitur bei der Luftwaffe gedient und danach bei den Besatzern zunächst als Dolmetscher gearbeitet. Dann wechselte er als Korrespondent zur Nachrichten-

agentur AP, von dort zur Süddeutschen Zeitung, und von dort zum Stern. Hier war er zunächst Chef vom Dienst und ab 1969 Verlagsleiter. Es folgten Stationen als Chefredakteur der Welt und als „Mann für besondere Aufgaben“ des Springer-Verlags, bis er 1979 die Leitung der neu gegründeten Henri-Nannen-Schule übernahm. Diese wurde schnell zum Mekka des deutschen Journalismus, Schneider blieb Leiter bis 1995.

Parallel und auch später noch pflegte Wolf Schneider eine ausgeprägte Vortrags- und Dozententätigkeit, schrieb regelmäßige Kolumnen in zahlreichen Zeitschriften, etwa in dem Monatsmagazin NZZ Folio der Neuen Zürcher Zeitung, aber auch in den Sprachnachrichten des Vereins deutsche Sprache, und unternahm auch Ausflüge in die aktive Politik: Zusammen mit seiner zweiten Frau Elisabeth-Charlotte kandidierte er – wenn auch erfolglos – im Jahr 2006 für die FDP für den Stadtrat seines Wohnortes Starnberg. Er wurde 97 Jahre alt.

Einen wie ihn wird es so bald nicht wieder geben. Wolf Schneider: Wir vermissen dich!

Walter Krämer

Kleine Satzzeichenlehre

Kommata stehen mitten in Sätzen Komma weil am Ende von Sätzen der Punkt steht Punkt Wenn ein Satz schon in der Mitte zu Ende ist Komma muß allerdings ein Punkt stehen Punkt Der Doppelpunkt steht immer dann Komma wenn noch etwas folgt Punkt Folgt nichts Komma steht Komma wie gesagt Komma der Punkt Punkt Weiß man nicht recht Komma ob ein Satz zu Ende ist oder nicht Komma schreibt man einfach beides Doppelpunkt ein Komma und einen Punkt Komma und zwar den Punkt über das Komma Punkt Das ist der Strichpunkt Punkt

Statt man einen Punkt über einen Strich macht Komma kann man auch einen Punkt unter einen Strich machen Punkt Das ergibt dann das Ausrufezeichen Punkt Der Punkt unter dem Strich hat viel mehr Aussagekraft als ein Punkt Komma über dem kein Strich ist Punkt

Hat man eine Frage Komma macht man einen Schnörkel über einen Punkt Punkt Das ist das Fragezeichen Punkt Macht man nach einer Frage keinen Schnörkel über den Punkt Komma sondern einen einfachen Punkt Komma einen Doppelpunkt Komma einen Strichpunkt oder gar

ein Komma Komma so denkt jeder Komma den man fragt Komma man hätte keine Frage gestellt Komma sondern etwas gesagt Komma was man sagt Komma wenn man nichts fragt Punkt Findet es jemand Komma den man gefragt hat Komma jedoch heraus Komma daß man ihn etwas gefragt hat Komma ohne daß man einen Schnörkel über den Punkt gemacht hat Komma so wird er sagen Doppelpunkt Der hat mich etwas gefragt Komma ohne über den Punkt einen Schnörkel zu machen Strichpunkt na Komma da mach aber einen Punkt.

© Franziska Polanski – Implizit Verlag



Kann „große Literatur“ langweilig sein?

Oder darf man es nur nicht sagen? // Von Kurt Gawlitta

Haben Sie das auch schon erlebt? Sie nehmen endlich eines der großen Werke der Weltliteratur zur Hand, weil Ihre Freunde es Ihnen immer wieder aufgedrängt haben. Ich denke vor allem an „Ulysses“ (James Joyce), „Die Suche nach der verlorenen Zeit“ (Marcel Proust), „Der Zauberberg“ (Thomas Mann), „Der Mann ohne Eigenschaften“ (Robert Musil) oder „Das Glasperlenspiel“ (Hermann Hesse). Sie geben sich tapfer öfter mal einen Ruck, aber nach hundert Seiten kommen Ihnen Selbstzweifel, ob Ihr Intellekt dem Werk vielleicht nicht gewachsen sei. Sie gestehen sich – ganz leise nur –, dass Langeweile Sie zu beschleichen beginnt. Den Gedanken, es könnte auch oder nur am Buch liegen, weisen Sie zunächst energisch von sich. Sartre hat zwar mal irgendwann irgendwo erklärt, Langeweile angesichts fehlender Spannung sei immer ein Einwand gegen Literatur. Ob er auch an diese Werke gedacht hat?

Sie sehen hoffentlich sofort, so pauschal kommen wir nicht weiter. Legen wir also den überlieferten bildungsbeflissenen Respekt ab, schauen wir, was wir bei diesem oder jenen Werk an persönlichem Interesse als Leser „abholen“ können. Entdecken wir es allerdings nach den erwähnten etwa hundert Seiten nicht, dürfen wir es getrost für dieses Mal oder für unser Leben beiseitelegen. Thornton Wilder hat Hermann Melville gefragt, warum

er denn – um Himmels willen – das gesamte verfügbare Fachwissen über den Walfang in seinen Moby Dick hineingeschrieben habe. Liest man nun diese Passagen reiner Handwerkslehre etwas kursorisch, dürfte einen die großartige Darstellung eines am Rande des Wahnsinns dahintaukelnden Kapitäns doch fesseln und Anreiz genug sein, das Werk ganz zu lesen. Das Hörbuch Rolf Boysens lässt da erst recht keinen Wunsch offen!

Nimmt man Alessandro Manzoni nicht übel, dass er zu Beginn seines Romans „Die Verlobten“, dem Klassiker der italienischen Literatur, allzu ausgiebig, noch vor der eigentlichen Romanhandlung, die Landschaft des Comer Sees malt, wird man doch dem Schicksal von Renzo und Lucia gespannt folgen, mit ihnen bangen, ob sie die Pest in Mailand heil überstehen. Ich schlage vor, anhand seiner persönlichen Neigungen seiner Lektüre eine Art Rosinenpickerstil zugrunde zu legen. Man muss sich nicht durch einen Teig hindurchbeißen, der einem allzu zäh erscheint. Die Alternative wäre doch sonst, – wie schade – das Buch ganz zu meiden. Zum „Ulysses“ finde ich im Netz sogar den robusten Rat, überhaupt erst bei Kapitel 4 einzusteigen und sich die allzu sperrigen Eingangskapitel zu schenken.

Keine Lösung weiß ich für den Fall, dass der Sprachstil eines Autors beim Leser schwer überwindbare Widerstände auslöst.

Die Gleichförmigkeit der Hochgebirgslandschaft, die Öde der Sanatoriums-Atmosphäre, die ewig umeinander kreisenden Charaktere, die politisch-ethischen Fragen Europas um die Jahrhundertwende breitet der Autor des Zauberbergs so eingehend vor uns aus, dass man rufen möchte: „Es ist gut, wir haben’s begriffen!“ Thomas Mann beliebt es allerdings, dies in einer sehr persönlichen, lustvoll gedrechselten Kunstsprache zu tun. Mancher Leser hält dies für eine bewundernswerte Leistung, mir ist der Stil zu wenig kommunikativ gegenüber dem Leser, einfach zu selbstverliebt in die eigene sprachliche Konstruktion.

Sehr viel konkreter, wenn auch aufs Äußerste differenziert, liest sich die „Schreibe“ Hermann Hesses in seinem letzten Werk, dem in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg über den deutschen Sprachraum hinaus viel beachteten Roman „Das Glasperlenspiel“. Der Autor verfolgt den Lebensweg von Josef Knecht, eines Intellektuellen in einer ordensähnlichen, wenn auch weltlichen Gemeinschaft. Die von der übrigen Welt weitgehend abgeschottete kulturelle Provinz kreist um traditionelle Werte in Wissenschaft, Kunst, Musik und Moral. All dies kulminiert in einem turnusmäßig mit großem Aufwand veranstalteten Glasperlenspiel. Nach seinem Aufstieg in die höchsten Stufen der Hierarchie des Ordens erkennt Knecht die Weltfeindlichkeit von

Wertsystem und Organisation. Er scheidet im Konflikt aus und beginnt ein zweites Leben als Privatlehrer.

Auch Hermann Hesse hat seinen Weg gefunden, den Leser gegen sich aufzubringen. Das gesamte Werk dreht sich um ein imaginär bleibendes Glasperlenspiel. Hesse überlässt es der Phantasie des zunehmend weniger geneigten Lesers, sich auszumalen, ob es sich eher um eine Art Passionsspiel wie etwa in Oberammergau oder so etwas wie ein großes Schachturnier handelt. Der Leser fühlt sich über hunderte von Seiten regelrecht auf die Folter gespannt, schließlich vielleicht sogar verhöhnt. Anders als beim Krimi lüftet der Autor das Geheimnis bis zum Schluss nicht. Vielleicht ist dies aus der Intention Hesses nicht mehr nötig, weil sein Protagonist das wichtige, geheimnisumwittelte Spiel nachträglich als kollektiven Irrtum, als gekünstelte, aufgebauschte Pseudoweisheit erkennt, jedenfalls ohne Wert und Nutzen für die Zukunft der Menschheit. Auch Lesern, die prinzipiell bereit waren, den unerhört ausgedehnten Spannungsbogen der Entwicklung zu ertragen, dürfte der Abbruch der Lektüre immer einmal wieder als passable Lösung erschienen sein. Der Respekt gegenüber Werk und Bedeutung Hermann Hesses für die deutsche Literatur mag sie daran gehindert haben, das Buch als „langweilig“ abzuqualifizieren.

BAERENTATZE

Kann Spuren von Information enthalten

Die Sprache versagt. Einfachste Information misslingt, die Leute reden aneinander vorbei. Könnte man sich das Gerede sogar sparen? Was läuft da schief, und ist die Sprache daran schuld?

Von Oliver Baer

Nichts ist so leicht wie andere zu informieren, sollte man meinen. Da jedoch hat Wolf Schneider die Latte hoch gelegt: „Information heißt aber nicht: Ich will etwas mitteilen, nicht einmal: Ich will mich bemühen, etwas verständlich mitzuteilen, sondern: Ich bin verstanden worden.“ Diesen letzten Satz dürfen wir getrost noch einmal lesen, ganz langsam, denn er stört so schön. Da steht: verstanden worden, nicht etwa: Ich werde verstanden, vielleicht, irgendwann, wenn alles gutgeht: „Die sollen halt rückfragen!“ Mit anderen Worten: Wurde ich nicht verstanden, hat Information nicht stattgefunden. Das tut weh. Dann würde vieles, womit wir einander in den Ohren liegen, wenig nützen. Oder schaden, falls wir glauben, wir hätten zur Verständigung etwas geleistet.

Keine Information ist zum Beispiel: „Bis 2030 werden

3000 Kilometer Radwege gebaut!“ Der Wunsch wird zwar verstanden, aber als das, was er ist: Ach ja, eine der üblichen Versprechungen, daraus wird eh nichts! Was also ist eine Information? In der Alltagssprache ist sie zunächst eine Nachricht oder eine Mitteilung, dazu zählt die Auskunft: „ICE 1711 hat 25 min. Verspätung“. Daran ist, nun ja, erst einmal nichts auszusetzen: Wenigstens sind wir informiert.

Information kann auch Unterweisung bedeuten: „Bis Freitag steht der Anschluss, sorgen Sie dafür!“ Da genügt es nicht, etwas geäußert zu haben, nur damit wir im Recht sind: „Das hatte ich Ihnen aber so gesagt!“ Wir müssen auch dafür sorgen, dass unsere Worte unter die Haut gehen: Da soll sich jemand verhalten – gegebenenfalls wehren, und zwar gleich: „Chef, schaffe ich nicht, wird erst in zwei Wochen fertig.“ Bei wem liegt nun die Pflicht zur Verge- wissung: Verstehen wir einander wirklich?

Schließlich kann Information Belehrung bedeuten: „Beim Sternchen, Unterstrich oder Doppelpunkt machen wir eine Sprechpause, denn das gehört sich so.“ So wird die freundliche Frau im Fernsehen zu einem Teil von jener Kraft, die stets das Gute will, aber das Böse schafft, denn wenn die Leute



eines nicht mögen, dann ist es ein Gouvernanten-Gehabe beim Gendern. Zwar versteht jeder, was gemeint ist – mithin wäre es gelungene Information – aber mit welcher Folge?

Die nette TV-Person müsste ihrerseits etwas verstehen, nämlich dass sie zumeist nicht „richtig“ verstanden wird. Sie möchte, dass wir mitmachen beim Zeigen von Symbolen, zum Beispiel neu zu benennen, was anderen wehtut. Dem liegt der Irrtum zugrunde, die Belehrung müsse nur genügend kommuniziert werden, damit sich die Sprache zum Guten wandle und die Welt gerecht werde. Das aber ist falsch: Kommunikation findet statt, sobald zwischen Sender und Empfänger ein Austausch entsteht, nicht bloß als ein Abnicken: Hab’s kapiert! Symbole zu bedienen beruhigt: Ich gehöre zu den Guten und so möchte ich auch gesehen werden.

Aber Symbole wirken, wenn sparsam verwendet, am stärksten. Wolf Schneiders Bedingung wäre daher etwas hinzuzufügen, damit wir, Leser und Autor, über das Gleiche sprechen. Dass dir meine Worte unter die Haut gehen, bedeutet noch nicht,

du hättest sie in meinem Sinne verstanden. Es müssen auch zwei Köpfe ins Spiel kommen, deiner und meiner – in stiller Übereinkunft, oder in einem Gespräch (dann wird aus Information Kommunikation) und wir verständigen uns zum Beispiel über den sinnvollen Umgang mit Sprache und Symbolen.

Zurück zur Plauderei, auch sie kann Spuren von Information enthalten. Für sie gelten die Gebräuche der Geselligkeit, des Humors, der Verführung, des Tratsches am Gartenzaun. Auch für die Ehe: „Der Müll müsste mal runter!“ klingt wie falsch gesungen. Klüger wäre: „Die Nachbarin ist gerade an der Tonne, da kannst du flirten; und hallo: Jetzt nimmst du aber die Mülltüte mit!“ So gelingt der Alltag, der Haussegen hängt im Lot und mit der Sprache gehen wir bitte behutsam um, vielleicht liebevoll – so als wüssten wir, sie ist etwas wert. Anschließend lasst uns wieder über Literatur, über Wissenschaft, über Journalismus sprechen.

Übrigens versagt nicht die Sprache, das kann sie gar nicht. Das können nur wir, ihre Anwender, indem wir gelegentlich das Verstehen nicht verstehen.



Dipl.-Ing. Oliver Baer ist Publizist. Sein Buch „Von Babylon nach Globylon“ ist im IFB Verlag Deutsche Sprache erschienen.

Foto: privat

Stimmlos – stimmhaft

Eine Erklärung für scheinbare Ausnahmen der Germanischen Lautverschiebung fand 1875 der dänische Sprachforscher Karl Verner. Das nach ihm benannte Vernersche Gesetz besagt, dass ein stimmloser Reibelaut stimmhaft wird, wenn der Hauptton des Worts dahinter liegt. Diese Regelhaftigkeit gilt im Deutschen bis heute, was meist demonstriert wird am Bei-

spiel Hannover [haˈnoːfə] – aber Hannoveraner [hanovəˈraːnə]. Ein weiterer eingängiger Fall liegt vor mit nerven [nerfən] – aber nervös [nerˈvøːs]. Gegenwärtig fällt auf, dass das Wort Diskussion oft als [diskuzˈjoːn] gesprochen wird. In politischen Diskursen und Gesprächsrunden findet man dies reichlich belegt. Die Voraussetzung für das Wirken des Vernerschen Gesetzes liegt eindeutig

vor. Diskussion ist ein sehr häufig gebrauchter Begriff. Es gilt zu beobachten, ob die stimmhafte Artikulation von ss ebenfalls um sich greift bei weniger frequenten Wörtern wie Progression, Regression, Digression, Emission, Missionar, fokussieren usw.

Nicht so leicht findet sich eine Erklärung dafür, dass das aus dem Französischen stammende Wort Branche oft mit stimmhaftem [ʒ] gesprochen wird. Auch professionelle Sprecherinnen und Sprecher

artikulieren meist [bräːʒə] – statt korrekt [bräːʃə]. Annähernd parallel liegt der Fall Chance. Im nördlichen Deutsch findet sich der Nasalvokal durch [aŋ] ersetzt: [ʃaŋsə] oder auch [ʃaŋzə] mit stimmhaftem [z]. In Österreich und Süddeutschland sind die beiden Wörter einsilbig: [bräːʃ] und [ʃäːs], erst recht in bairisch-mundartlicher Aussprache, wo auf die Nasalisierung des Vokals verzichtet und [ä] durch überhelles [ä] ersetzt wird: [braːʃ] und [ʃaːs]. Ludwig Zehetner

Fundstücke

Verstorbene Studierende

Die sich im fortschrittlich wählenden ... Deutschen seit einigen Jahren omnipräsente Nutzung der substantivierten Form [das Präsenstpartizip] mag zwar geschlechtergerecht klingen, weil sie im Deutschen kein Genus aufweist. Sie bleibt aber grammatikalischer Mumpitz, was sich spätestens an grotesken Verrenkungen wie ‚verstorbene Studierende‘ zeigt.

Kristina Schröder, Ex-Familienministerin, in der *WELT* vom 3.6.2022

Viermal Ugh

Ich bin nicht bereit, in meinem Alter in jedem Satz viermal ‚Ugh‘ zu machen.

Gregor Gysi in der *WELT* vom 5.8.2022

Verständlichkeit vor Genderei

Das Verständlichkeitsgebot im Hinblick auf die Amts- und Rechtssprache genießt als Ausfluss des Rechtsstaatsprinzips Verfassungsrang und kann einem Gebot geschlechtergerechter Sprache entgegenstehen.

Hans-Jürgen Papier, ehem. Präsident des Bundesverfassungsgerichts, in einem Gutachten vom August 2022

Umerziehung

Informieren statt umerziehen – das ist der Auftrag von ARD und ZDF. Schluss mit dem Gendern!

CSU-Generalsekretär Martin Huber in *BILD* vom 8.8.2022

Wichtigtuerei

Die ganze Gender-Debatte ist eine Wichtigtuerei von Leuten, die von Sprache keine Ahnung haben.

Wolf Schneider in *BILD*, 3.8.2022

Frei heraus sprechen

Ich möchte nicht, dass ich mir jedes Wort dreimal überlegen muss, damit sich nur ja niemand aufregt.

CDU-Politiker Wolfgang Bosbach im *Kölner Stadtanzeiger* vom 28.10.2022

Sprachliche FFP2-Maske

Erst „Studierende“, dann „Teilnehmende“, „Forschende“ oder „Mitarbeitende“. Das nicht selten sinnentstellende substantivierte Partizip Präsenz breitet sich wie eine Pest des Konformismus und des vorauseilenden Gehorsams aus: die sprachliche FFP2-Maske.

Der Journalist und Literaturwissenschaftler Michael Esders auf Twitter

Ein Festspiel der Hoffnung

Edda Moser zeigt Wallenstein

Die Aufführung von Schillers „Wallenstein“ war ein Höhepunkt des diesjährigen Festspiels der deutschen Sprache wie der nunmehr 16-jährigen Bad Lauchstädter Festspielgeschichte überhaupt und zugleich ein Zeichen der Hoffnung für unsere Gegenwart und Zukunft. „Schillers Botschaft im Oktober 1798 lautete: In Europa herrscht Krieg. Europa zerfällt. Und dennoch kann der Blick hoffnungsvoll auf Gegenwart und Zukunft gerichtet sein: Denn aus dem großen europäischen Krieg der Vergangenheit, dem Dreißigjährigen Krieg von 1618 bis 1648, ging ein neues, gestärktes Europa hervor.“ So umriss Festspieldramaturgin Ilse Reinsberg das Anliegen und die Botschaft der Festspielproduktion 2022.

Die Aufführung der Dramen-trilogie ist neben der 2019er Inszenierung der „Zauberflöte“ in der Weimarer Fassung das künstlerisch bedeutendste und sicher auch aufwändigste Projekt des von Prof. Edda Moser 2006 gegründeten Festspiels der deutschen Sprache.

Entsprechend prominent ist die Besetzung des personenreichen Dramas. Den Generalissimo Wallenstein spielte Thomas Thieme, der seit seinem Engagement am damaligen Landestheater Halle eng mit dem Lauchstädter Goethe-Theater verbunden ist.



Eröffnungskonzert des Festspiels der deutschen Sprache mit Edda Moser, am Piano: Benjamin Moser. Foto: Historische Kuranlagen und Goethe-Theater Bad Lauchstädt

In weiteren Rollen waren Max Simonischek, Peter Lohmeyer, Christian Grashof, Hans Martin Stier, Bernt Hahn, Udo Schenk sowie Ruth Reinecke, Julia von Sell und Nora Quest zu erleben. Regie führte Albert Lang. Auch ein literarisch-philosophisches Gespräch des Schirmherren des Festspiels, Ministerpräsident Dr. Reiner Haseloff, mit dem früheren deutschen Botschafter in Moskau, Rüdiger Freiherr von Fritsch, knüpfte an das Drama an. Unter dem aus „Piccolomini“ entlehnten Motto „Und hört der Krieg im Kriege nicht schon auf, woher soll Frieden kommen?“ diskutierten die Teilnehmer, moderiert von der Journalistin Sabine Falk-Bartz, über nur allzu deutliche Bezüge zur Gegenwart.

Begonnen hatte das auf mehrere Veranstaltungen über den Oktober verteilte Festspiel mit einer musikalischen Matinee mit Werken von Beethoven und Mozart. In einem Festkonzert mit dem MDR-Sinfonieorchester folgten Bizet, Mozart und Mendelssohn, und neben der szenischen Wallenstein-Lesung stand auch die bei den Zuschauern außerordentlich beliebte „Zauberflöte“ wieder auf dem Spielplan. Ein großer Chorabend, ein Liederabend mit deutschen Balladen und das lyrische Drama „Der Tor und der Tod“ (Hugo von Hofmannsthal) sowie die Lesung der Novelle „Schwere Stunde“ von Thomas Mann zur Entstehung der Wallenstein-Trilogie rundeten das Festspiel ab. Jörg Bönisch

Eine Hymne für den Bayerischen Soldatenbund

Der mit dem Verein Deutsche Sprache freundschaftlich verbundene Bayerische Soldatenbund 1847 (BSB) hat seit diesem Jahr eine eigene Hymne. Und den Text dazu schrieb niemand anderes als unsere langjährige VDS-Regionalleiterin für Niederbayern, Birgit Schönberger.

Viele VDS-Aktive erinnern sich noch an die von ihr hervorragend organisierte Bundesdelegiertenkonferenz 2010 in Landshut und an ihre langjährige konstruktive Mitarbeit im VDS Bundesvorstand.

Solange das Wort Heimat
für euch noch Sinn ergibt,

solange ihr die Einheit
von Treu und Glauben liebt,
solange weh'n die Fahnen
weiß-blau und
schwarz-rot-gold,
und eure Kinder ahnen,
dass ihr den Frieden wollt.

So lautet die erste der drei von Birgit Schönberger verfassten Strophen. Die Musik dazu komponierte Oberstleutnant a.D. Hans Orterer aus Ebersberg. Der ehemalige Regensburger Domspatz wechselte von der Panzertruppe zur Militärmusik. Zuletzt leitete er das inzwischen leider aufgelöste Luftwaffenmusikkorps 1 Neuburg. Gestiftet wurde dieses in der heutigen Zeit seltene Musikstück von dem BSB-Präsidenten Richard Drexel, der auch Ideengeber zur Entstehung war. Die Hymne ist auf den Netzseiten des BSB zu hören unter https://www.bsb1874ev.de/bsb_hymne.html



Oberstleutnant a.D. Hans Orterer, Birgit Schönberger und BSB-Präsident Richard Drexel bei der Uraufführung der Hymne „In Treue fest!“ in der Stadthalle Deggendorf.

Foto: Ingrid Zasche



Johann Wolfgang von Goethe zur Zensur

„Zu beurteilen,
was man zu begünstigen
oder zu verhindern habe ...“



Abbildung: Beao - Wikimedia

Darf uns jemand vorschreiben, welche Vokabeln wir verwenden dürfen? Ist es zulässig, den Gebrauch einzelner Wörter zu verbieten? Wladimir Wladimirowitsch Putin hält es für eine gute Idee, Mitmenschen mit bis zu 15 Jahren Knast zu bedrohen, falls sie öffentlich das Wort *Krieg* verwenden, zum Beispiel ein Pappschild mit der Forderung „Kein Krieg“ zu tragen. Das passt makaber zum Namen, denn Wladimir bedeutet *Herrscher des Friedens* – ähnlich wie Wladostok übersetzt der *Beschützer* oder *Herrscher des Ostens* ist.

Gehirnwaschende Zensur ist keine russische Erfindung. Schon vor mehr als 200 Jahren machte sich Goethe Gedanken „Über die Einführung der Zensur“. Er war nicht nur Geheimer Rat, sondern in Weimar zeitweilig Finanz- und Kriegsminister in Personal-

union – auch Todesurteile hat er unterzeichnet; da mag sein schlechtes Gewissen Ursache gewesen sein für seine Bemühungen, die Traumatisierung im *Faust* abzuarbeiten.

Goethe schreibt am 15. April 1799 „Über die Einführung der Zensur“:

Der Konflikt zwischen den Autoren, welche eine unbedingte Freiheit der Presse fordern, und den Staatsverwesern, die solche nur mehr oder weniger zugestehen können, dauert seit Erfindung der Buchdruckerkunst und kann niemals aufhören.

Da sich voraussehen läßt, daß in der nächsten Zeit die Schriftsteller ihr angemessenes Recht immer weiter auszudehnen, die Gouvernements aber dasselbe immer mehr einzuschränken suchen werden, woraus dann notwendig heftige Kollisionen entstehen müssen, so ist es wohl Pflicht darüber nachzudenken: ob

nicht in dem Kreise, in welchem man lebt und wirkt, dem Übel vorgebeugt werden könnte.

Eine Zensur nach alter Art, da wo sie jetzt noch nicht statt hat, einzuführen, würde, wenn es auch zu raten wäre, doch großen Schwierigkeiten unterworfen sein.

Nicht allein ist die Welt in zwei politische Parteien gespalten, sondern fast jede Wissenschaft ist in verschiedene Meinungen und Vorstellungsarten getrennt, alles ist in so lebhafter Bewegung, daß sowohl im allgemeinen als im besonderen schwer zu unterscheiden ist, was Vorschrift, Stillstand oder Rückschritt sei. Noch schwerer ist es, zu beurteilen, was man zu begünstigen oder zu verhindern habe, insofern man es könnte.

Dem ohngeachtet finde ich um so nötiger, daß irgendein Schritt getan werde, da die Sache immer von innen oder von außen wieder

zur Sprache kommen muß. Ich tue daher zuerst für Weimar, wo bisher keine Zensur eingeführt war, folgenden Vorschlag: Man mache den beiden bestehenden Buchdruckereien zum Gesetz, kein Manuskript zu übernehmen, das nicht von drei in fürstlichen Diensten stehenden Personen unterzeichnet sei.

*Wenn ich diesen Vorschlag näher betrachte, so will mir dessen Fruchtbarkeit sehr ausgebreitet erscheinen. *)*

Soweit Goethe, der heutzutage sicher gern bei der Regulierung von Gendersternchen und bisexuellen Doppelpunkten behilflich gewesen wäre. Aber bei aller Genialität – auf solch bizarre Abwege ist der Geheime Rat und Weimarer Mehrfachminister damals einfach noch nicht gekommen.

Max Behland

*) zitiert nach der Artemis-Ausgabe von 1962, Band 10, Seiten 826–827

Ehrendoktor für Bestsellerautor Peter Hahne

Peter Hahne, der renommierte Publizist und Fernsehkorrespondent, ist schon Träger zahlreicher bedeutender Auszeichnungen im In- und Ausland. Er galt in Umfragen über Jahrzehnte als beliebtester und bekanntester Politik-Moderator des deutschen Fernsehens. Am 1. Oktober hat ihm, kurz vor seinem 70. Geburtstag, die Staats-unabhängige Theologische Hochschule (STH) Basel den Ehrendokortitel (Dr. h. c.) verliehen.

Peter Hahne studierte Theologie und Philosophie in Bethel, Heidelberg und Tübingen. Danach arbeitete er bei der ARD und im ZDF. Über Jahrzehnte prägte er die Nachrichten- und Hauptstadtberichterstattung des ZDF, vor allem durch seine herausragenden Sommer-Interviews mit deutschen Spitzenpolitikern. Hahne war zuletzt stellvertre-

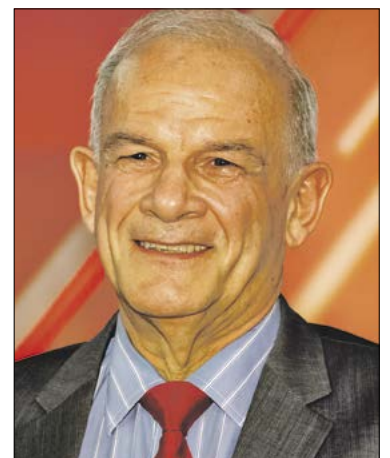
tender Leiter des ZDF-Hauptstadtstudios und zog mit seinen sonntäglichen Sendungen «Berlin direkt» oder der Gesprächssendung «Peter Hahne» ein Millionenpublikum an.

Hahne ist weiterhin gefragter Autor in verschiedenen Medien, darunter „Tichys Einblick“ oder „Kontrafunk“ sowie der größten Sonntagszeitung Europas, Bild am Sonntag. Er erzielt mit seinen mehr als 40 Büchern zur Zeitsituation und zu existenziellen Lebensfragen („Schluss mit lustig“ oder zuletzt „Das Maß ist voll“) Millionenauflagen. Auf der Spiegel-Bestsellerliste erreichte er monatelang regelmäßig Spitzenplätze.

Peter Hahne spricht in christlicher Parrhesia (Freimut) Deformationen offen an, ruft zur Umkehr auf und zeigt Wege aus der Krise. Seine Bücher bringen

die öffentliche Lage kenntnisreich und im Licht der Wahrheit des Evangeliums auf den Punkt. Hahne ist bis heute medial präsent und als vielgefragter und zugkräftiger Vortragsredner, aber auch als Evangelist tätig. Er ist Mitglied im VDS und gehört zu den 100 Erstunterzeichnern des Aufrufs „Rettet die deutsche Sprache vor dem Duden“.

Während seiner gesamten Berufslaufbahn zeichnet sich Hahne durch eine hervorragende Expertise zu Politik und Gesellschaft und einen unbestechlichen Blick aus biblischer Perspektive aus. Die christlich geprägten Einwürfe des zugleich streitbaren wie umstrittenen Publizisten befeuern die öffentliche Debatte bis heute. Sein Bekenntnis in Vorträgen oder Talkshows: „Der christliche Glaube ist mir Kompass, das Evangelium Kraftquelle.“



Peter Hahne Foto: Superbass / wikipedia

Seine Festrede im Rahmen des „Dies academicus“, der Abschlusssfeier der STH Basel am 1. Oktober 2022, stellte Peter Hahne unter das Thema: „Holt Gott zurück in die Politik! Der Ausweg aus der Krise“. Die Laudatio hielt Prof. Dr. Harald Seubert, der Prorektor der STH Basel.

mb/phs



Festrednerin Dr. Jessica Ammer



Duden-Ballett

Fotos: Jörg Bönisch

150 Jahre Schleizer DUDEN

Auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung herrscht augenblicklich ein unerquicklicher und namentlich für die zum Lehren Berufenen unbefriedigender Übergangszustand. Seitdem man vom Baume der Erkenntniß gegessen hat und auf die Mängel der überlieferten Rechtschreibung aufmerksam geworden ist, hat die harmlose Unbefangenheit im Gebrauche des Alten aufgehört, und doch gibt es noch kein Neues, das sich an dessen Stelle hätte setzen können.

Konrad Duden

Diese Worte zu dem aus seiner Sicht desolaten Zustand der Orthographie stellte Konrad Duden vor 150 Jahren seiner „Deutschen Rechtschreibung“ voran.

Am 3. September 2022 feierten seine Freunde dieses Ereignis mit 150 Gästen unter der Schirmherrschaft des Thüringer Ministerpräsidenten Bodo Ramelow in der Schleizer Wisentahalle. Gemeinsam mit der Arbeitsgruppe dudenker des Geschichts- und Heimatvereins zu Schleiz e.V. hat der VDS das Jubiläumsjahr mit Festreden, Musik und Tanz in würdiger und unterhaltsamer Weise beschlossen. Dr. Konrad Duden war 1869 als Gymnasialdirektor nach Schleiz berufen worden und hatte hier mit dem Ausarbeiten von Regeln für das spätere Wörterbuch begonnen.

Durch das Programm, als Dr. Konrad Duden und dessen Pedell, führten Dr. Manfred Eckstein und Roland Wetzel von den dudenkern. Grußworte gab es vom Ministerpräsidenten, dem Landrat des Saale-Orla-Kreises sowie einem Vertreter der Stadt Schleiz, die musikalische Umrahmung

übernahm der Chor „VocHallenensis“. Wie zu erwarten sehr unterschiedlich fielen die beiden folgenden Reden aus. Dr. Kathrin Kunkel-Razum, Leiterin der Mannheimer DUDEN-Redaktion, betonte, dass „die Dudenredaktion das Erbe von Duden“ fortsetze, und zwar „seit über einem Jahrhundert in seinem Sinne.“ Gendersprech- und -schreibweisen seien gerechtfertigt, und die verbreitete Ablehnung innerhalb

der Bevölkerung sehe sie darin begründet, dass „Veränderungen den Menschen Angst mache“.

Für den VDS erinnerte Vorstandsmitglied Jörg Bönisch daran, dass schon mit der Rechtschreibreform von 1996 das sogenannte Dudenmonopol gebrochen worden sei; maßgebend seien jetzt die Regeln des Rates für deutsche Rechtschreibung. Der 2009 vom Cornelsen-Verlag übernommene und damit kommerziellen wie spracherzieherischen Interessen unterworfenen DUDEN sei nicht ohne Grund wegen der Aufnahme zahlreicher Anglizismen zum Sprachpanscher des Jahres 2013 gewählt worden.

Die Festrede „DUDEN im Wandel der Zeit“ hielt Dr. Jessica Ammer, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. An eben dieser Uni hatte Konrad Duden ab 1846 vier Semester Philologie, Geschichte sowie deutsche Sprache und Literatur studiert. Dann musste er, vermutlich aus finanziellen Gründen, sein Studium abbrechen und wurde zeitweise

Hauslehrer in Frankfurt am Main. Das Universitätsexamen holte er später nach. Das Prüfungsprotokoll bescheinigte ihm zwar „noch manche Lücke in der deutschen Literaturgeschichte und Grammatik“, aber er wurde trotzdem zum Direktor des Gymnasiums in Schleiz berufen, wo der „Schleizer DUDEN“ als Grundlage für den „Urduden“ von 1880 entstand.

Ein weiterer Höhepunkt des Programms war das von der Ballettschule „La Ballerina“ in Göttingen eigens choreographierte, von den dudenkern angeregte „Duden-Ballett“. Kinder und Jugendliche stellten dabei die Buchstaben des Alphabets tänzerisch dar. Dieses familienfreundliche und mit viel Beifall belohnte Stück zeigte deutlich, dass auch solche Themen Kinder und Erwachsene gleichermaßen ansprechen und begeistern können.

Ein Erlebnisvortrag von „Korporal Stange“ (Bert Lochmann) nahm die Besucher abends mit auf einen humorvollen Ausflug in die Geschichte des Papiers und der Schrift und ließ die Festveranstaltung würdig ausklingen. SN



Dr. Kathrin Kunkel-Razum, seit 2016 Chefredakteurin des Dudens, im Gespräch mit Dr. Konrad Duden, dargestellt von Dr. Manfred Eckstein aus der Arbeitsgruppe „dudenker“ des Geschichts- und Heimat-Vereins zu Schleiz.

Katalonien – die eigensinnige Region

Von Jürgen Brauerhoch

Keine Großstadt in Europa wird von Reiseveranstaltern und den sogenannten Medien immer wieder so hochgelobt wie Barcelona, die Hauptstadt der autonomen Region Catalunya. Das sei, so liest man allenthalben, die kreativste, aufregendste, lebendigste und wie es so schön dumm heißt „angesagteste“ Stadt Spaniens. Aber genau das passt den Katalanen nicht, denn sie wollen partout keine Spanier oder, wie die hier heißen „castellanos“ sein. Der in europäischer Historie ungeschulte Mitteleuropäer, der hier seine Ferien verbringt, fragt sich natürlich in aller Nivität, womit diese Animosität gegenüber Kastilien begründet ist, die für unerfahrene Gemüter unfassbare Blüten treibt. Das geht so weit, dass in Katalonien offizielle Erklärungen und Verlautbarungen nur in Catala und Englisch abgefasst sind, nicht jedoch in Spanisch. Ein Landsmann von außerhalb Kataloniens müsste sich so verachtet vorkommen wie ein Hamburger, der in München nur bayrische Dialektschriften findet oder – noch besser – ein Münchner, der in Hamburg nur Platt liest und hört!

Eher verständlich sind die Ortsschilder, die alle zweisprachig abgefasst sind, wenn auch aus Figueras nur Figueres und aus Girona Girona wurde, was in der katalanischen Fassung sogar die Internetseiten der Deutschen Bahn erobert hat. Auch die Medien tun so, als gäbe es die „große Heimat Spanien“ nicht, Zeitungen und zwei Fernseh- sowie etliche Radiosender pflegen ausschließlich die katalanische



Aufgrund der historischen, sprachlichen und kulturellen Unterschiede zum übrigen Spanien sieht sich Katalonien als eine eigene Kulturnation.

Sprache. Der Resident vielleicht nicht mehr, aber der unaufgeklärte Spanien-Tourist fragt sich doch: Woher und warum dieser offensichtlich übersteigerte Lokal- oder Regionalpatriotismus? Dazu muss man wissen, dass erstens „Catala“ während der Franco-Diktatur verboten war, also weder gesprochen noch geschrieben oder gar gedruckt werden durfte, und zweitens Katalonien mit rund sieben Millionen Einwohnern, also circa zwanzig Prozent der Bevölkerung Spaniens, beinahe die Hälfte des gesamten Bruttosozialproduktes erwirtschaftet. Die Katalanen haben ein starkes, nicht zuletzt auf solche wirtschaftlichen Erfolge und alte Kultur fußendes Selbstbewusstsein und sorgten nach Franco als erstes dafür, dass mit der Demokratie alle regionalen (Vor-)Rechte, vor allem die eigene Sprache, wieder in Kraft gesetzt wurden. Außerdem erreichten sie durch eine etwas hinterfotzige Parteipolitik, dass sie inzwischen die meisten Steuereinnahmen aus ihrem Land

nach eigenem Gusto verwenden dürfen, ohne Madrid zu fragen. Konnte man eine Zeitlang (Franco starb 1975) diesen patriotischen Fanatismus noch nachempfinden, so ist er inzwischen für Fremde in seinen Auswüchsen kaum mehr begreifbar. Dabei ist die Sprache keineswegs der einzige Unterschied zum Mutterland. Katalonien verfügt über eine eigene Polizeieinheit (Mossos d'Esquadra) und über weitreichende Kompetenzen in der Bildungs-, Gesundheits- und Wirtschaftspolitik, allesamt im Autonomie-Statut festgelegt. Große Unterschiede zum übrigen Spanien gibt es nicht zuletzt auch in der Küche. Wer in Katalonien Sangria, Tapas oder Paella als typische spanische Gerichte oder Getränke verlangt, wird sie zwar mit einem verächtlichen Schmunzeln bekommen, aber irgendwie ist er in der Situation eines Touristen, der in Hamburg Weißwürstchen und in München Labskaus bestellt.

Und was in Barcelona in Bars und Bistros an Tapas angeboten

wird, ist in aller Regel himmelweit entfernt von der Fülle und Originalität dieser kleinen Happen („Deckel“), die man in San Sebastian wie im ganzen Baskenland oder auch in Madrid bekommt. Katalanische Spezialitäten sind dagegen das „Suquet“, eine Fleisch-Fisch-Kasserole und auch die Cava, fast an Champagner heranreichende kribbelige Köstlichkeiten, die als Standard-Aperitif vor jedem Essen gepflegt werden. Eine katalanische Spezialität, die crema catalana hat es, wenn auch in pervertierter Form mit Schnickschnack und Sahne, auf internationale Speisekarten geschafft. Man hat die Katalanen mitunter die Preußen oder auch „die Schwaben Spaniens“ genannt ... An beiden Vorstellungen stimmt einiges, nämlich die preußische Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit und die hohe Einschätzung des Materiellen der Schwaben, bei denen es ja bekanntlich keinen „Sinn“, sondern nur einen „Wert“ gibt. „Des hot koin Wert“, sagen sie, wenn sie meinen, dass eine Sache keinen Sinn macht, und für echte Katalanen scheint alles sinnlos zu sein, was keinen Wert bringt. Sie sind also nicht gerade spendabel, dafür aber pünktlich und kommen als Handwerker nicht um elf, wenn sie um neun bestellt sind – übrigens der früheste Termin für Arbeiten aller Art, ob Handwerker, Autoverleiher oder Immobilienhändler.

Jürgen Oscar Paul Brauerhoch ist Texter und Schriftsteller, hat zahlreiche Bücher ver- und noch mehr unveröffentlicht, liest und bewundert Tucholsky, schreibt am liebsten Glossen oder Reiseberichte und lebt, gut verheiratet, in München und Katalonien.

Sprachnachrichten im Wartezimmer



Überdurchschnittlich viele VDS-Mitglieder sind Ärzte, Steuerberater, Anwälte oder in sonstigen Büros tätig, wo Menschen in Wartezimmern gerne etwas lesen. Wie wär's, wenn Sie dort unsere Sprachnachrichten auslegen?

Wer es nicht schafft, die Zeitschrift im Wartezimmer zu Ende zu lesen, darf sie gerne mit nach Hause nehmen oder an Interessierte weitergeben.

Nachschub kommt sofort. Ein **Anruf in der VDS-Geschäftsstelle** (Tel. 0231-794 8520) genügt, dann schicken wir Ihnen fünf zusätzliche Exemplare.

Schlagzeile des Jahres gesucht

Seit 2010 organisiert der VDS die Aktion „Schlagzeile des Jahres“. Gewonnen hatte damals die ZEIT mit „Krieger, denk mal!“. Der Sieger 2021 war der Podcast „Und nun zum Sport“ der Süddeutschen Zeitung mit „Katarstimmung beim FC Bayern“. Auch für 2022 werden wieder Vorschläge erbeten: Formlos mit Betreff „Schlagzeile des Jahres“ an die Adresse info@vds-ev.de.

Einsendungen, die es unter die ersten zehn schaffen, werden mit einem Exemplar der „121 Edelsteine der deutschen Sprache“ belohnt. Mitglieder der Jury sind der Vorsitzende des VDS, Prof. Walter Krämer, die Germanistin Stephanie Zabel aus der Geschäftsstelle des VDS, der Journalist und Schriftsteller Harald Martenstein sowie der Sprachwissenschaftler Horst Haider Munske. SN

LESERBRIEFE

FDP

Gratulation zum offenen Wort des VDS-Vorsitzenden zu FDP und Englisch. Ich bereue es längst – u. a. auch aus diesem Grund –, zu jenen 5.319.952 Stimmberechtigten gehört zu haben, die am 26. September 2021 dieser Partei die (Zweit-)Stimme gaben.

Prof. Dr. Reinhard Olt,
(derzeit) Wien

Grandios

Die neue Ausgabe der Sprachnachrichten: einfach grandios!

Dr. Klaus D. Leciejewski, Erfstadt

Gendern in der Katholischen Kirche

Zum Beitrag „Der Vorsitzende meint“ Nr. 92, S. 2: Auch ich habe das Machwerk des Bistums Hildesheim zur geschlechtersensiblen Sprache gelesen und eine entsprechende Antwort hingeschickt, leider ohne Rückmeldung. Das ist aber in den meisten Fällen so. Zur Zeit ist es schwer, sich frohen Herzens zur Kirche zu bekennen, und das liegt nicht nur an den seit Jahren nicht aufgearbeiteten Missbrauchsskandalen, die die Kirche weltweit erschüttern, sondern eben auch an Dingen, wie die von Krämer beschriebenen. Lange Jahre war ich Mitarbeiter in der J-GCL, einem katholischen Jugendverband. Seit 2018 wurde da die Gendersprache eingeführt. Ich hatte bis dato noch nie etwas davon gehört und war perplex, was ich jetzt plötzlich, per Mehrheitsbeschluss eingeführt, machen sollte und v. a. wie ich von jetzt an zu sprechen habe! Ich habe daraufhin die Mitarbeit in diesem Club aufgegeben. Es ist auch nicht so, dass ich hier irgendwelche Traumata zu bearbeiten hätte, ich finde den Vorgang als solchen einfach unfasslich.

Aber ich werde gerade deshalb in der Kirche bleiben, zum einen, weil sie mein Arbeitgeber ist, und zum anderen, weil die Kirche in anderen Zeitdimensionen denkt. Momentan sind die Zeiten nicht gerade günstig, um die Gendersprache einzudämmen, aber das kann sich auch bald wieder ändern.

David Holluba, Darmstadt

Mann und Frau Müller

Wenn man beim Gendern genau hinsieht und hinschaut, dann kommt man nicht daran vorbei festzustellen, dass Gendern abgrenzt statt zu verbinden (SN 95, S. 2). Es unterstreicht die Unterschiede zwischen den Menschen, vertieft die Kluft zwischen den Geschlechtern und bringt die Menschen auseinander und leider nicht zusammen.

Noch eine kleine Anmerkung zur korrekten Anrede von Männern und Frauen: Der Ehegatte von Frau Müller müsste eigentlich Mann Müller heißen. Wenn das keine Zustimmung findet, sagen wir Dame Müller, und der Herr Müller kann bleiben.

Ingrid Cramer,
Neunkirchen-Seelscheid

Wir freuen uns über Kritik und Lob, über letzteres natürlich mehr. Leider können wir nicht alle Leserbriefe abdrucken, müssen oft auch kürzen. Dafür bitten wir um Verständnis.

Schreiben Sie bitte an leserpost@vds-ev.de.

Geschlechtsloses Grundgesetz

Das Gutachten des weiblichen Sprachpanschers Ulrike Lembke für Hannover zu „geschlechtsumfassenden Formulierungen“ beruht auf handwerklichen Mängeln bei Wortdeutung und Textverständnis (SN 95, S. 2). Frau Lembke schränkt übergeschlechtliche Gattungsangaben auf eingeschlechtliche Teilbedeutungen ein. Und unterläßt es, das Grundgesetz als in sich stimmig auszulegen.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland setzt die Grundrechte, wie den Gleichheitssatz, das Persönlichkeitsrecht, das Diskriminierungsverbot, sprachlich bereits sachgemäß um: Es gebraucht Bezeichnungen für Rechtsfiguren geschlechtslos und jenseits der Wortform. Teils in unbestimmter Mehrzahl, teils in Einzahl: Die Würde des Menschen gilt für die Person an sich (Artl. 1 und 2). Das Amt der Kanzler wechselt sein Geschlecht nicht mit dem Inhaber, denn es hat kein leibliches (Art. 62). Und so weiter.

Ulrich J. Heinz, Marburg

Sexualität spielt keine Rolle

In den Medien höre ich von Ministerinnen und Ministern oder von Forscherinnen und Forschern (SN 95, S. 2). Solcher Sprachgebrauch setzt voraus, dass von jedem Geschlecht tatsächlich mindestens zwei Personen dabei waren.

In beiden Fällen müsste das biologische Geschlecht recherchiert werden. Das jedoch ist nicht nur absurd. Es bewirkt genau das Gegenteil von dem, was eigentlich gewollt ist: Die Sexualität wird in den Vordergrund geschoben, wo sie thematisch nicht die geringste Rolle spielt. Dieser Aspekt kommt meines Erachtens in der Diskussion um das törichte Gendern viel zu kurz.

Jan Grensemann, Nürnberg

Sprachwahrer Meidinger?

Als „Sprachwahrer“ hätte man Heinz-Peter Meidinger, Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, kaum interviewen dürfen (SN 95, S. 3). Schon seine restringierte Sprache irritiert: „Informationen rausholen“, „Abitur kriegen“. Hatte Meidingers sprachsensibler Vorgänger Kraus das vermurkste Rechtschreibdekret von 1996 noch entsetzt zurückgewiesen, so wurde der fatale Eingriff in die deutsche Orthographie unter Verbandsfunktionären wie Meidinger ebenso willfährig hingenommen wie das aufgezwungene Genderdeutsch der Kultusministerien.

Wenn Meidinger im Interview von „Lehrkräften“ statt Lehrern redet, ist

er stramm auf Linie. Ebenso wenn er von „Erzieherinnen“ als Berufsstand spricht und damit keineswegs nur Frauen meinen kann.

Der Interviewte ist Gezeichneter, nicht Aufklärer. Die von Meidinger beklagte Sprachmisere ist vielfach auch der opportunistischen Halbherzigkeit solcher Verbände geschuldet, die er selbst vertritt..

Walter Oldenbürger, Mackenbach

Ohne pädagogischen Firlefanz

Wenn es um die Rechtschreibung geht, denke ich oft an meine alten, vor 1900 geborenen Verwandten. Deren Briefe waren nicht nur sauber und gut leserlich, sondern auch in einem einwandfreien Deutsch geschrieben (SN 95, S. 6).

Der unter äußerst bescheidenen Verhältnissen 1877 in Oberschlesien geborene und aufgewachsene Großvater meiner Frau hat uns seine Lebenserinnerungen hinterlassen. Er hatte in seiner Heimat die Volksschule besucht, ein Handwerk gelernt und nach der Meisterprüfung ein kleines Unternehmen aufgebaut. Seine Niederschriften sind in gut lesbarer deutscher Schreibschrift und in einem fehlerfreien und gut verständlichen Deutsch abgefasst.

Für mich ist das der Beweis, dass in der Vergangenheit ohne pädagogischen Firlefanz schon Volksschüler befähigt wurden, ihre Muttersprache in Wort und Schrift zu beherrschen. Dazu kam sicher auch der Wille, das Erlernete zu festigen und zu pflegen.

Hans-Joachim Klein,
Heusweiler-Dilsburg

Mit der Grundschrift wird die Schreibschrift abgeschafft

Eltern und Lehrer kennen sie: nur mit Mühe entzifferbare Handschriften, auf und ab tanzende Buchstaben, windschiefe Buchstabengebilde, die sich ineinander verkeilen ... (SN 95, S. 6).

Neben der Rechtschreibkatastrophe gibt es eine Handschriftkatastrophe. Sie beruht auf der aus Druckbuchstaben bestehenden „Grundschrift“, die neuerdings durch 10 kleine Häkchen (nach a, d, h, i, k, l, m, n, t, u) zu ergänzen ist. Darauf geht die Autorin leider nicht ein, sondern skizziert den Wandel der Schriftdidaktik sehr verkürzt und im Einklang mit der Propaganda des Grundschulverbandes.

Die Kinder schreiben die Druckbuchstaben nach ihrer kindlichen Formlogik. Rundes wird von unten gekringelt, Buchstaben werden an beliebiger Stelle begonnen, aus Einzelformen zusammengesetzt und

bewegungsfalsch geschrieben. Das lässt sich bei etlichen Kindern nicht mehr korrigieren, genau so wenig wie falsch eingeprägte Wörter.

Die Druckbuchstaben später zu einer Schreibschrift zu verbinden, dazu war die sogenannte „Vereinfachte Ausgangsschrift“ angetreten. Sie ist kläglich gescheitert und inzwischen verteidigt sie niemand mehr. Unzählige Kinder hat sie um die Handschrift gebracht. Fast ohne Anleitung sollte die Vereinfachte Ausgangsschrift ganz einfach zu einer Schreibschrift führen – mit einem Verbindungsstrich zwischen den Druckbuchstaben.

Das funktionierte nicht. Und nun sollen 10 kleine Häkchen des Rätsels Lösung sein? Wie verbindet man v-l, a-f, e-s, l-b, f-k, r-n, um nur ein paar Beispiele zu nennen? Das sollen Kinder nun in „Schriftgesprächen“ klären?

Nein, Schreibschrift lernt man nicht nebenbei! Es ist eine Kulturtechnik, die unbedingt Anleitung und Übung braucht. Die „Grundschrift“ ist eine reine Druckschrift mit einem nicht zu haltenden Schreibversprechen. Mit der „Grundschrift“ wird die Schreibschrift endgültig abgeschafft!

Maria-Anna Schulze Brüning,
Hamm

Unklares Wort

Karin Afshar schreibt in ihrem Artikel „Effektiver Sprachunterricht“, dass sie von einem „ungelenkten Sprachbad innerhalb eines Unterrichtsettings“ wenig hält (SN 95, S. 9). Die Verwendung des Begriffs *Unterrichtsetting* in den Sprachnachrichten schmerzt schon generell, mehr noch allerdings, wenn sich die Ausgabe dem Thema „Deutsch in der Schule“ widmet. Es bleibt auch vollkommen unklar, was damit eigentlich gemeint ist. Ist die Unterrichtsmethodik gemeint oder der Aufbau der Lehrmaterialien oder vielleicht auch beides?

Hanns Kaltenegger, München

Falsches e

Der Artikel „Schreiben als Kulturtechnik“ (SN 95, S. 8) stellt eine Tabelle der Vokale vor, die fehlerhaft ist. Für die Aussprache von ‚Egge‘ und ‚Zelt‘ wird ein kurzes offenes e angegeben. Das ist falsch, was sogar der Duden weiß. Diesen Laut (vgl. englisch ‚egg‘, ‚end‘ etc.) gibt es im Deutschen nicht. Das gilt i. Ü. auch für das Geschwätz im Fernsehen, wo es von ‚Ärde‘, ‚Wäat‘, ‚wäaden‘ und ähnlicher (nicht eehnlicher!) Sprachverhunzung nur so wimmelt.

Wolfgang Jäger, Dortmund

Hiatus stört Redefluss

Das Genderdeutsch, das eigentlich nicht als Deutsch, sondern als ein von Feministen ersonnenes Esperanto daherkommt (SN 95, S. 10), galt vielen als vorübergehende Damenmode jenseits des üblichen Sprachgebrauchs. Leider aber breitet sich diese sprach-

liche Unart durch Dienstanweisungen und Leitfäden weiter aus, so dass sich schon Gerichte damit befassen müssen. Die Verhöhnung und Beschädigung der schönen deutschen Sprache geht also weiter.

Anzumerken ist noch: Das Gendern unterbricht das ungehinderte Sprechen. Es entsteht eine Art Hiatus, das heißt eine kurze Pause im Redefluss, der in der Dichtkunst und Rhetorik seit der Antike verpönt und eigentlich zu vermeiden ist.

Dr. Hans Christian Hummel,
Hannover

Bewohnende und Gewinnende

Dieser unzulässige Gebrauch von substantivierten Präsenstypizipien zum Zwecke einer falsch verstandenen Gendergerechtigkeit bringt mich noch um den Verstand (SN 95, S. 10).

Da finde ich doch im letzten Magazin der Johanniter-Unfallhilfe, deren Arbeit ich im übrigen ausdrücklich schätze, kreuz und quer Begriffe wie Ausstellende, Besuchende, Helfende oder Bewohnende. Und zum Schluss „die Gewinnenden des Rätsels aus dem vorherigen Heft“ – die ja bereits gewonnen haben!.

Gewinnend kenne ich eigentlich nur aus dem Begriff „ein gewinnen des Lächeln“. Almut Faye, Hannover

Falscher Ofen

Ich schätze Ihre (sprach-)politische Ausrichtung und bin und bleibe mit Begeisterung VDS-Mitglied. Aber ich möchte die Bildunterschrift auf S. 22 der jüngsten Ausgabe (Nr. 95) korrigieren: Sie haben keinen Hochofen abgebildet, sondern einen Lichtbogenofen, von mir aus auch Elektro-Lichtbogenofen.

Klaus Ellenbeck, Gelsenkirchen

Pellkartoffeln

Dass das Wort „Pelle“ im Niederdeutschen verbreitet ist, glaube ich gern (SN 95, S. 16). Ich bezweifle aber, dass es auch aus dem Niederdeutschen kommt. Vielmehr vermute ich, es ist vom lateinischen *pellis* abgeleitet, welches Haut oder Fell bedeutet. Auch das Wort Pelz ist offensichtlich damit verwandt.

Peter Salm, Düsseldorf

Hunde, die pellen

Beim Lesen des Artikels von Bastian Sick (SN 95, S. 16) erinnerte ich mich sofort an Hansgeorg Stengel, der in der DDR über viele Jahre gegen allerlei Sprachdummheiten, Sprachschludereien und Sprachalbernheiten kämpfte.

Er wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Das könnte ein Grund sein für die Sprachnachrichten, sich mit diesem Autor und seinem Werk zu befassen, auch wenn er einst sagte: „Die Deutschen können nicht deutsch sprechen“.

Stengel reimte passend zum Sick-schen Artikel: *Will ein Hund Dich an*

der Kehle fassen, / mußt Du ihn Kartoffeln schälen lassen! / Denn Du weißt ja, wie der Volksmund spricht: / „Hunde, die pellen, beißen nicht!“

Stengel wurde übrigens in Greiz, Fürstentum Reuß Ältere Linie, geboren. Irgendwas muss an den Fürstentümern Reuß dran gewesen sein, wenn es um Sprache ging. Duden schrieb sein Werk im wenige Kilometer entfernten Schleiz, Fürstentum Reuß Jüngere Linie.

Heiner Bargel, Berlin

Überzeugend

Die Ausgabe I/2022 enthält ganz ausgezeichnete Argumente gegen das „Gendern“. Die ausführlichen Interviews mit Betroffenen und die sachliche Darstellung, welcher Schaden dadurch Behinderten entsteht, sind gerade gegenüber Menschen, die „niemanden benachteiligen“ wollen, überzeugend. Nicht zuletzt zeigt die Ausgabe auch, dass es eine große Gemeinschaft gibt, die sich gegen die ideologisch motivierte Sprachentstellung engagiert.

Dr. Wolfgang Gellerich, Böblingen

Allgemeine Briefe an den VDS

Früher hieß es „Rede“

Alle Welt spricht von „Narrativen“ und meint damit, was man so sagt oder hört. Es gab mal eine Zeit, in der man dieses Wort gar nicht brauchte. In der Absicht, das Wort zu vermeiden, spricht man gelegentlich von „Erzählung“, obwohl auch dieses Wort den Sachverhalt nicht trifft. Denn eine Erzählung ist eine epische Form, nur selten ein Bericht über aktuelle Tatsachen, sondern die Schilderung von Geschichten und Geschehnissen aus der Vergangenheit.

Ich frage mich: Wie haben wir uns denn früher ausgedrückt? Ich erinnere mich, dass wir mit dem einfachen Wort „Rede“ auskamen: Die Rede von ...; Die Rede ist von ...; Man redet von ... und so fort. Könnten wir uns nicht auf den üblichen Sprachgebrauch zurückbesinnen?

Bärbel Fischer, Leutkirch

„DDR“ und „Ostdeutschland“

Im Infobrief vom 31. Juli 2022 wird auf S. 8 über „Das Buch der absurden Anführungszeichen“ von Hans Rusinek berichtet. Dieser erklärte in einem Interview mit dem Deutschlandfunk unter anderem: „Frühere Veröffentlichungen der Springer-Medien setzten die DDR in Anführungszeichen, um sich von ihr zu distanzieren.“ Von manchen Westdeutschen wurde das DDR-Gebiet als „Ostdeutschland“ bezeichnet – mit Anführungszeichen einerseits von Gegnern der Wiedervereinigung Deutschlands und des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik

Deutschland und andererseits von Revisionisten, für die nicht Mitteldeutschland (im weiteren, nicht auf Sachsen, Thüringen und Sachsen-Anhalt beschränkten politischen Wortsinn), sondern die ehemaligen deutschen Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze das eigentliche „Ostdeutschland“ waren.

Dr. Anton Karl Mally,
Mödling (Österreich)

Santa is coming

Auch wenn ich ziemlich abgehärtet gegen Anglizismen bin, war ich vor wenigen Tagen beim Anblick der Weihnachts-Einkaufsstützen im Möbelhaus Meyerhoff in Osterholz-Scharm-

beck doch entsetzt: „Santa's Arrival Date, Dec 25TH“. Der Weihnachtsmann hat ausgedient, ebenso der traditionelle 24. Dezember!

Wie tief kann ein Unternehmen eigentlich noch sinken; wie sehr sich der anglo-amerikanischen Kulturdominanz unterwerfen? An welchen Kundenkreis richten sich eigentlich solche Motive? US-Bürger gibt es, wenn überhaupt, nicht viele in der Stadt und dem zugehörigen Landkreis. Es gab in Osterholz-Scharmbeck zwar eine Garnison der US-Armee mit 7.500 Amerikanern, aber diese Einheit wurde 1993 komplett abgezogen.

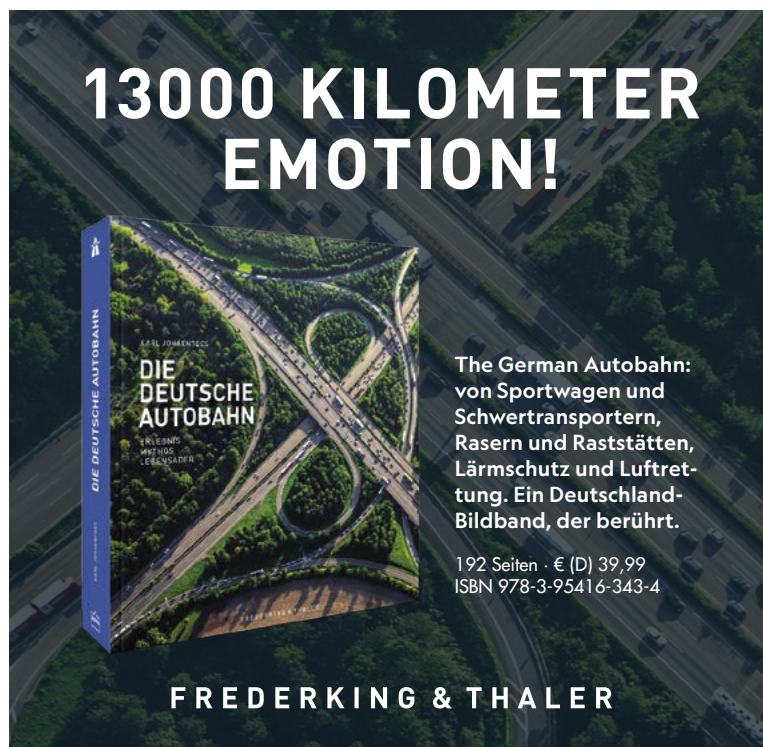
Armin Quentmeier, Dortmund



Für 2023 erscheint wieder ein Latein-Kalender mit Sentenzen aus verschiedenen Epochen. Neben der Übersetzung in die Fremdsprachen Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Griechisch ist auch die Übersetzung in die „Regionalsprachen“ Alemannisch, Bairisch, Schwäbisch aufgenommen. Ebenso in Esperanto.

Zu bestellen beim Internatsgymnasium Pädagogium Bad Sachsa (Ostertal 1-5, 37441 Bad Sachsa, Tel. 05523 30010, verwaltung@internats-gymnasium.de) oder bei Gerhard Postweiler (Brockenblickstraße 21, 37441 Bad Sachsa-Neuhof, Tel. 05525 9599341, gpostweiler@t-online.de).

Preis: 12 Euro (zzgl. 2 Euro Versandkosten)



The German Autobahn: von Sportwagen und Schwertransportern, Rasern und Raststätten, Lärmschutz und Luftrettung. Ein Deutschland-Bildband, der berührt.

192 Seiten · € (D) 39,99
ISBN 978-3-95416-343-4

FREDERKING & THALER

Das aktuelle Buch von VDS-Mitglied und Starfotograf Karl Johaentges.

Deutsche Sprachtage in Wittenberg

Nach zweijähriger Corona-Pause fanden in diesem Jahr wieder die Deutschen Sprachtage des VDS statt. Rund 170 Delegierte und Gäste kamen in der Lutherstadt Wittenberg zusammen.

Die Bildungsfahrt führte die Teilnehmer ins Bauhaus-Museum Dessau, in den Wörlitzer Park und in die Paul-Gerhardt-Stadt Gräfenhainichen. Feierlich eröffnet wurden die Deutschen Sprachtage am 9. September im Wittenberger Stadthaus. Die Festrede hielt der Sprachwissenschaftler Dr. Jörn Weinert von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Grußworte sprachen der Bundestagsabgeordnete Dr. Karamba Diaby, die VDS-Regionalleiterin für Sachsen-Anhalt Arne-Grit Gerold und Bürgermeister An-

dré Seidig von der Stadt Wittenberg. Diaby, der ursprünglich aus dem Senegal kommt, erzählte von seiner ersten Zeit in Deutschland: „Ich kannte nur diese beiden Wörter: BMW und Bundesliga – ich sollte zum Glück sehr schnell mehr lernen.“ In seinem Grußwort sagte er, Sprache sei nicht nur prägend, sondern auch stetig wandelbar. Deshalb sei es richtig und wichtig, dass es eine Organisation wie den VDS gebe, „die sich der Förderung und Entwicklung der deutschen Sprache widmet.“ Musikalisch umrahmt wurde die Eröffnung von Jassin Awadallah von der Kreismusikschule Wittenberg, dem Gewinner des Bundeswettbewerbs „Jugend musiziert“ des Jahres 2022 in der Kategorie Gesang.

Die Delegiertenversammlung des VDS wählte am Samstag, 10. September, einen neuen Vorstand: Alter und neuer 1. Vorsitzender ist Professor für Statistik Walter Krämer, als 2. Vorsitzen-



Der VDS-Vorsitzende Walter Krämer begrüßte bei der Auftaktveranstaltung die Delegierten und Gäste. Grußworte kamen außerdem von André Seidig (Bürgermeister der Stadt Wittenberg), Karamba Diaby (Bundestagsabgeordneter für den Wahlkreis Halle-Wittenberg) und Arne-Grit Gerold (Leiterin der Region Sachsen-Anhalt).

den bestätigten die Delegierten den Literaturwissenschaftler Roland Duhamel, auch Schatzmeister Walter Terschüren wurde wieder bestätigt. Zu Beisitzern im VDS-Vorstand wurden gewählt: Oliver Baer, Jörg Bönisch, Bruno Klauk, Claus Maas, Sabine Mertens, Silke Schröder, Regine Stephan und Dietrich Voslamber. Der VDS-Vorsitzende Walter Krämer

sagte in seinem Schlusswort: „Im Verein Deutsche Sprache bündeln wir viele gesellschaftliche Ströme und Ansätze mit dem Ziel, die deutsche Sprache zu fördern und weiterzuentwickeln. Wir haben in den vergangenen drei Jahren gezeigt, dass wir als Interessenvertretung für unsere Sprachgemeinschaft wahrgenommen werden.“



Die Teilnehmer der Bildungsfahrt besuchten das Bauhausgebäude in Dessau, den Wörlitzer Park und die Paul-Gerhardt-Stadt Gräfenhainichen.

Eine VDS-Arbeitsgruppe versuchte das Escape-Spiel „Tatort 1522“ im Lutherhaus zu lösen, nachdem es der Direktor der Luthergedenkstätten, Stephan Rhein, vorgestellt hatte. Arbeitsgruppen beschäftigten sich mit Deutsch im Ausland (Susanne und Manfred Schroeder), Deutsch in der Schule (Claus Maas), Gendersprache (Sabine Mertens) und mit der Regionalarbeit des VDS (Jörg Bönisch).



Die Delegiertenversammlung des VDS wählte einen neuen Vorstand: 1. Vorsitzender ist Walter Krämer, 2. Vorsitzender bleibt Roland Duhamel, auch Schatzmeister Walter Terschüren wurde wiedergewählt. Zu Beisitzern im VDS-Vorstand wurden gewählt: Oliver Baer, Jörg Bönisch, Bruno Klauk, Claus Maas, Sabine Mertens, Silke Schröder, Regine Stephan und Dietrich Voslamber.

Franz Stark †

Am 1. September dieses Jahres verstarb unser Vereinsfreund ehemaliges Mitglied des Beirats der Stiftung deutsche Sprache Franz Stark. Er wurde 84 Jahre alt.

Ich habe Franz Stark vor etwa 20 Jahren kennen- und schätzengelernet. Damals, kurz nach Gründung des VDS, hatte er mich als Moderator der TV-Sendereihe „Café Europa“ des Bayerischen Rundfunks nach München eingeladen; ich weiß noch, es ging um Denglish, und dass außer mir neben anderen auch Professor Michael Wolffsohn teilgenommen hat und wir beide mit der Unterstützung des Moderators diesen ganzen Unfug ins Lächerliche ziehen konnten. Seitdem waren wir gute Freunde.

Auch auf andere Weise hat Franz Stark als einer von wenigen deutschen Top-Journalisten unser Anliegen stets nach Kräften unterstützt: als Chefkorrespondent Fernsehen des Bayerischen Rundfunks, als Redaktionsleiter des Zeitspiegels und des Aktuellen Studios und vor allem auch durch seine Bücher „Wie viel Englisch verkraftet die deutsche Sprache?“ und „Sprache – ‚sanftes‘ Machtinstrument in der globalen Konkurrenz“, beide erschienen im VDS-eigenen IFB Verlag.

Franz Stark wurde in Nürnberg geboren, hat in Hamburg und München Philosophie und Germanistik studiert, 1964 mit einer Arbeit über angelsächsische Moralphilosophie bei Wolfgang Stegmüller promoviert und danach eine Journalistenlaufbahn als Politikredakteur bei den Badischen Nachrichten begonnen.

Diese führte ihn, neben hohen Leitungspositionen im Inland, auch zu verschiedenen Auslandseinsätzen, bei denen er die Demontage der deutschen Sprache durch die deutsche Politik hautnah miterleben musste, etwa



Gegen die Missachtung seiner Muttersprache hat Franz Stark sein Leben lang angekämpft.

Foto: VDS-Archiv

1983 in Tansania. „Dabei war ich auch beim deutschen Botschafter eingeladen“, erinnerte sich Franz Stark, „der mich dann abends zu einem Gartenfest mit deutschen Entwicklungshelfern, ungefähr 30 Leuten, mitgenommen hat. Es war sehr schön dort. Zu später Stunde stieß noch ein Finne zu dieser Runde, der sofort alle auf Deutsch begrüßt hat. Der Botschafter klopfte dann an sein Glas und meinte: ‚Meine Damen und Herren, wir sind jetzt eine internationale Runde. Ich bitte Sie, ab jetzt nur noch Englisch zu sprechen.‘ Daraufhin haben sich alle nur noch auf Englisch unterhalten. Der Finne selbst hat sogar noch protestiert und gesagt: ‚Ich kann doch Deutsch und ich kenne auch alle Leute hier!‘ Aber der Botschafter bestand darauf: ‚Das ist so und wir machen das jetzt so!‘“

Gegen diese Missachtung seiner Muttersprache hat Franz Stark Zeit seines Lebens angekämpft. Mit seinem Ausscheiden aus dem Dienst und mit dem von Peter Hahne gibt es wohl keinen einzigen kritischen Journalisten mehr in den Top-Etagen des öffentlich-rechtlichen deutschen Rundfunkwesens. Sein Tod ist ein großer Verlust für uns alle.

Walter Krämer

Reiner Pogarell †

Am 23. Oktober verstarb unser Vereinsfreund Reiner Pogarell nach langer Krankheit im Kreis seiner Familie in Paderborn. Er wurde 71 Jahre alt. Wie kaum ein anderer hat er die Geschicke des VDS seit den Gründertagen entscheidend mitbestimmt und dazu beigetragen, den VDS zu der bedeutenden Bürgerinitiative zu machen, die er heute ist. So geht etwa der mittlerweile dem VDS gehörende „IFB Verlag Deutsche Sprache“, der viele Stimmen hörbar werden lässt, die in der ansonsten politisch korrekten deutschen Medien- und Verlagslandschaft keine Ausdrucksmöglichkeit gefunden hätten, auf Reiner Pogarell zurück.

Zusammen mit Gerhard Junker pflegte und aktualisierte er insbesondere den VDS-Anglizismenindex, eines der Vorzeigeprodukte des Verlags, und die drei von ihm organisierten Aktiventreffen in Paderborn in den Jahren 2007, 2011, 2018 wirken noch heute in den Strategien und Aktionen unseres Vereines nach.

Reiner Pogarell war Sprachfreund und Sprachprofi gleichermaßen. Als studierter und promovierter Germanist begründete und leitete er lange Jahre das Institut für Betriebslinguistik in Paderborn, das großen Unternehmen Hilfe bei der Kommunikation mit ihren Kunden anbot. Wer sich in den neunziger Jahren etwa bei einem größeren deutschen Automobilkonzern über



Ein großer Sprachfreund und Sprachprofi gleichermaßen.

Foto: Piroshki_Photography

schlechten Service beschwerte, bekam eine Antwort basierend auf Textbausteinen von Reiner Pogarell. Dem VDS trat er Anfang 1998 bei, wenige Monate nach der Gründung, war dann lange als Leiter oder Stellvertreter in der Region Paderborn und in verschiedenen Arbeitsgruppen, etwa als Organisator unserer hervorragenden Beziehungen nach Schweden, Island oder Dänemark aktiv und wurde auf der Bundesdelegiertenversammlung 2012 in Lübeck in den Bundesvorstand gewählt. Diesem gehörte er bis zum Ausbruch seiner Krankheit vor zwei Jahren an.

Wir trauern um ihn gemeinsam mit seiner Familie und werden ihn auf immer als aufrechten Kämpfer für die deutsche Sprache in Erinnerung behalten.

Walter Krämer

Der VDS zieht um

Im Dezember zieht die VDS-Geschäftsstelle um.
Die neue Anschrift lautet:

Hohes Feld 6, 59174 Kamen

Die Telefonnummern ändern sich nicht.

Vom 5. bis 9. Dezember 2022 ist die Geschäftsstelle nur eingeschränkt erreichbar.



IMH

INTERNATIONALE MEDIENHILFE

**Wir helfen der deutschen Minderheit
in der Ukraine und ihren Medien.
Helfen Sie mit!**

Spenden per Paypal mit Betreff „Ukraine“ an: info@imh-service.de
Ausführliche Infos über unsere Arbeit: www.medienhilfe.org

Jeweils am 2. Wochenende im September feiern die VDS-Mitglieder und mit ihnen viele Gäste und Interessierte mit Versammlungen, Infoständen und anderen Veranstaltungen den Tag der deutschen Sprache – und das bereits seit 2001. In diesem Jahr geriet der Aktionstag ein wenig ins Hintertreffen, denn vom 8.–10. September waren viele VDS-Vertreter auf der

Delegiertenversammlung in Lutherstadt Wittenberg. Somit bekam der Tag der deutschen Sprache 2022 eine Art Zentralveranstaltung. Dies hielt manche Regionalvertreter erfreulicherweise nicht davon ab, eigene Veranstaltungen zu organisieren – besonders auch im Ausland. Eingesandt wurden Berichte aus Benin, der Türkei und Albanien.

Tag der deutschen Sprache 2022



Der albanische VDS-Regionalleiter Edvin Cami moderierte zum Tag der deutschen Sprache einen Abend mit deutschsprachiger Literatur gemeinsam mit dem Moslemischen Forum in Tirana, welches die Veranstaltung auch finanziell unterstützte. Als Leitmotiv diente die bekannte Kurzgeschichte des schweizerischen Schriftstellers Peter Bichsel „Ein Tisch ist ein Tisch“.



In Konya (Türkei) organisierte der Germanistik-Professor Ali Osman Öztürk eine Konferenz als Beitrag zum Tag der deutschen Sprache. Eingeladen waren auch Wissenschaftler der Partneruniversität Pardubice mit Beiträgen über die Bedeutung der deutschen Sprache im Tourismus – Konferenzsprache war Deutsch.



Vier Stunden lang standen Richard Fux und Xaver Wochner hinter ihrem Infostand in Tübingen. Es gab „einen bunten Querschnitt an verschiedenen Meinungen“, schreibt Fux. Er habe den Eindruck, dass die Gender-Befürworter gut informiert seien und der Mehrheit deswegen die Argumente fehlten, obwohl sie eigentlich gar nicht gendern wollten. „Aber auch im Dissens war der Ton stets sachlich und freundlich“, so Fux.



Auf Siegens Einkaufsmeile klärte Regionalleiterin Regine Stephan (Foto, re.) mit ihren Mitstreitern über die Ziele und die Arbeit des VDS auf. „Es machte viel Spaß, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen und sehr oft auch Zustimmung zu unseren Zielen zu erfahren“, so Stephan.



Fast 100 Besucher erlebten am 15.9.2022 eine interessante und nachdenkliche Festveranstaltung im Foyer des Ortsamtes Loschwitz in Dresden. Der Kabarettist und ehemalige Intendant der Dresdner Herkules-Keule, Wolfgang Schaller, begeisterte mit seiner Lesung die Teilnehmer und zeigte, wie differenziert und präzise die deutsche Sprache ist. Die Kammersängerin Barbara Hoene und die Lautenspielerin Anne-Kathrin Tietke sorgten für eine festliche musikalische Umrahmung. Regionalleiter Jörg-Michael Bornemann hielt zur Eröffnung eine Ansprache: „Lassen wir uns das einzige, was uns wirklich persönlich gehört, also unser persönliches Eigentum ist, nämlich unsere Muttersprache, nicht von anderen zerstören oder gar stehlen“, so Bornemann.



In der Stadt Lokossa im westafrikanischen Benin feierte Regionalleiter Mahuwèna Crespín Gohoungodji (auf dem Bild ganz links) mit seinen Studenten am „Lycée des Jeunes Filles“ den Tag der deutschen Sprache am 2. November. Es gab Preise für gute Leistungen, die Studentinnen sangen und trugen Texte vor. „Wir sind zuversichtlich, dass wir durch diese besondere Initiative mehr Lernende gewinnen, die sich entscheiden, Deutsch in der Schule fleißig zu lernen“, erklärte Gohoungodji.

Herbst der Handschriften

Der September stand beim VDS erneut ganz im Zeichen der alten Handschriften. Im „Süttember“ können Interessierte an verschiedenen Vorträgen und Aktionen teilnehmen – ein Angebot, das gerne genutzt wurde.

Beim „Sütterlin-Sonntag“ im Centrum Ilse Scholl (CIS), direkt am Fuße der Hirsauer Klosterruine, wartete ein umfangreiches Programm auf die rund 40 Teilnehmer. CIS-Leiterin Katarina Rehm analysierte exemplarisch das Schriftbild dreier historischer Briefe nach graphologischen Gesichtspunkten. Rigo Neumann, Projektleiter des Süttembers, referierte über Zusammenhänge zwischen Handschrift und Kreativität. Gottfried Zurbrugg, Regionalleiter des VDS, präsentierte, wie Handschrift in seinem Leben auf verschiedenste Weise immer eine tragende Rolle spielte: an-



Mitglieder der AWO-Sütterlin-Stube in Bielefeld veranstalteten im „Süttember“ einen Tag der offenen Tür.

gefangen bei der Verwendung von Sütterlin als Geheimschrift in seinen Tagebüchern, über seine Zeit als Realschullehrer, hin zu seiner Tätigkeit als Buchautor. Dietmar Glaser, Lokaljournalist und Vertreter des Heimatkreises Teinachtal, gab den Teilnehmern einen Ausblick zu kommenden Terminen und Seminaren im CIS über die Sütterlinschrift.

In der „Kulturei“, einem Gewölbekeller der Mainzer Zitadelle, veranstaltet die Gutenberg-Gesellschaft jedes Quartal den „Jour Fixe der Freunde Guten-

bergs“. Dieses Jahr lud sie unter dem Motto „Wein und Wissen“ dazu ein, mehr über das Projekt „Süttember“ und die Feinheiten der alten Handschrift zu erfahren. Rund 20 Besucher erfuhren etwas über die Entstehung und die Geschichte des Sütterlin. Dr. Julia Bangert, Geschäftsführerin der Gutenberg-Gesellschaft, freute sich über die Zusammenarbeit: „Die aktive Teilnahme aller Gäste an der Diskussion hat gezeigt, dass das Thema wirklich viele sehr interessiert, und sie sorgte für einen rundum gelungenen Abend.“ Eine Weinprobe des Weingut Bischel rundete die Veranstaltung ab.

Beim Tag der Offenen Tür in der Aachener Sütterlin-Stube trafen sich fünf Mitglieder der Sütterlin-Arbeitsgruppe in der evangelischen Annakirche. Sie nahmen Anfragen entgegen,

übertragen Texte, wenn in alten Familienunterlagen Briefe oder Tagebücher auftauchen, und erklären Interessierten die Eigenarten der Sütterlinschrift. Mit den Anfragen ist die Aachener Gruppe derzeit gut ausgelastet: Zurzeit ist ein Ordner mit insgesamt 210 Dokumenten in Bearbeitung.

Auch die anderen Termine, u. a. in Eichsfeld und Bielefeld, erfreuten sich großer Beliebtheit. Besonders gut kamen auch in diesem Jahr die Süttember-Lernbeutel an, die die Teilnehmer bei den Terminen erhielten. Darin waren verschiedene Lern- und Infomaterialien zum Einstieg in die Sütterlin enthalten, z. B. das Lernheft „Die Schreibschule der deutschen Schrift“, Arbeitsblätter für Schreibübungen und ein Heft mit Sütterlin-Leseübungen.

Alle Infos zum Projekt:
www.vds-ev.de/suettember



Julia Bangert, Geschäftsführerin der Gutenberg-Gesellschaft im Gespräch mit VDS-Kulturmanager Rigo Neumann.

VDS im Weltkulturerbe

Am 18. Dezember offeriert unser Vereinsfreund, der bekannte Schauspieler, Regisseur und Autor Burkhard Jahn, eine weihnachtliche Lesung im Fagus-Werk in Alfeld bei Hannover. Mit dieser Fabrik hat der Architekt und Gründer des Bauhauses Walter Gropius im Jahr 1911 ein Denkmal moderner Industriekultur geschaffen; zum 100. Geburtstag im Jahr 2011 wurde das Gebäude in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommen.



Weihnachtliche Lesung mit Burkhard Jahn.

Foto: Maja Beck/
Wikipedia

men und ist damit eine von insgesamt 42 Welterbestätten in Deutschland.

Mit Burkhard Jahn kommt ein Urenkel des Firmengründers des Fagus-Werks nach Alfeld zurück. Nach dem Abitur in Alfeld und dem Studium in Hamburg hatte ihn sein Weg als Schauspieler und Regisseur u. a. an das Schauspielhaus Bochum, das Staatstheater Saarbrücken, an die Bühnen der Stadt Bonn, an die Komödie in Frankfurt am Main und an die Hamburger Kammerspiele geführt; seit 25 Jahren lebt er nun in der Schweiz. In Alfeld liest er Texte aus eigener Feder und Weihnachtlich-Winterliches von Oscar Wilde und Hans Christian Andersen, garniert mit Erinnerungen aus einem langen und erfolgreichen Leben als Theatermann und Schriftsteller.

Eintrittskarten gibt es unter www.fagus-werk.com/ SN

Gutes Deutsch in der Musik

Sprache und Musik hängen Senger zusammen als viele glauben, siehe die einschlägige Schwerpunktausgabe unserer Sprachnachrichten (Nr. 91). Daher nimmt es kaum Wunder, dass viele bekannte Musiker und Musikwissenschaftler auch Mitglied im VDS sind. Einige haben sich nun zu einer Arbeitsgruppe zusammengetan.

Wer dieser Tage die Sendung „Echo Klassik“ im ZDF gesehen hat, kennt das Problem: Die Behandlung klassischer Musik in unseren Medien kommt einer Misshandlung gleich. Es wird zunehmend „modern“, sich mit Rock- und Pop-Attributen auszustatten, um für ein jüngeres Publikum vermeintlich aktuell zu sein, und wenn die Organisatoren eines Kinder- und Jugendprojekts zum gemeinsamen

Singen dies auch damit begründen, man wolle ja keine Elite erziehen, dann stellt sich die Frage: Wer ist zukünftig in der Lage und willens, so viel zu üben, bis ein solistisches Stück adäquat und zur Freude der Zuhörer musiziert werden kann?

Vereint mit einer zunehmenden Vernachlässigung des Musikunterrichts an unseren Schulen droht ein weiterer Höhepunkt unserer Kultur an Nicht-Beachtung, an Nicht-Wissen zu sterben. Wer das nicht will und bereit ist, etwas dagegen zu tun, ist herzlich eingeladen, in der Arbeitsgruppe mitzuwirken.

Die Leitung hat Frau Professor Dr. Ute Büchter-Römer, Musikpädagogin an der Universität zu Köln.

Kontaktdaten: buechter-roemer@t-online.de; Tel. 02151 562593



VDS-Mitglieder einmal anders – Dominik Weber

Auf Kapitänskurs

Die Zeit der großen Abenteuer auf See ist vorbei“, sagt Dominik Weber und lacht, „wer die heute noch erleben will, muss zur Marine. Bei der Handelsmarine jedenfalls gibt es keine Seefahrer-Romantik mehr“. Trotzdem ist er mit Leib und Seele 2. Offizier auf einem Schiff, befördert auf einem Mini-Bulker Holz in der Ostsee und im Baltikum. Die Liebe zum Meer kann er sich selbst nicht erklären. „Ich komme aus Berlin, da war das Meer weit weg.“ Nach einem Umzug als Kind nach Schleswig-Holstein war sie jedoch plötzlich da: „Wir haben immer mal wieder den Nord-Ostsee-Kanal überquert, und ich saß dann am Autofenster, meine Nase gegen die Scheibe gepresst, in der Hoffnung, dass ein Schiff vorbeifährt.“

So ging er dann zur Bundeswehr, die Schleswig-Holstein wurde sein neues Zuhause. Nordsee, bis hoch nach Norwegen, der Golf von Aden, dann ins Mittelmeer. Einer der Einsätze dort war 2015 die Rettung von Flüchtlingen. Die Schiffbrüchigen wurden aufs Flugdeck geholt und versorgt. „Die Marine war im Vergleich zu Seawatch



Als Kadett auf dem Kreuzfahrtschiff *Albatros* war Dominik Weber u. a. in Stavanger (Norwegen) auf Landgang. Hinter ihm liegt die deutsche *Alexander von Humboldt*, im Hintergrund das norwegische Schulschiff *Statsraad Lehmkuhl*.

Foto: privat

überevorsichtig“, sagt Weber, „kein Wunder, für ein militärisches Schiff ist diese Masse an Menschen aus Krisenregionen ein Sicherheitsrisiko“. Dazu gab es zu dem Zeitpunkt einen Ebola-Ausbruch. „Und so standen wir dann bei der sengenden Mittelmeer-Sommerhitze in unseren Ganzkörperkondomen mit Handschuhen, Atemschutzmaske und Schutzbrillen“, erinnert er sich, „das muss auch auf die Flüchtlinge surreal gewirkt haben“.

Nach dem Wehrdienst ging es seefahrerisch weiter: Zunächst begann er sein Nautik-Studium in England, dann kehrte er zurück nach Deutschland. Neben der Navigation und der Si-

cherheit an Bord war das große Thema: Wie sichere ich meine Ladung? „Holz ist eine eher einfache Ladung, aber man muss auch wissen, wie man einen Kran sichert, damit er nicht umkippt. Oder wie Schüttware verstaut sein muss, damit sie sich nicht selbständig macht und den Schwerpunkt des Schiffes verändert.“ Auf seiner jetzigen Route in der Ostsee macht er seine ersten Schritte hin zum Kapitän-Patent. Nach 12 Monaten Fahrzeit kann Dominik Weber sein Patent zum 1. Offizier beantragen, dann muss er weitere 12 Monate Fahrzeit sammeln, um das Kapitän-Patent zu erlangen. Wobei – einfach nur 2 Jahre sind das nicht: „Ich

fahre immer nur eine bestimmte Zeit, zum Beispiel 2 Monate, und danach muss ich genauso lange Urlaub machen.“ Bedeutet: In anderthalb bis 2 Jahren heißt es dann „Kapitän Weber“.

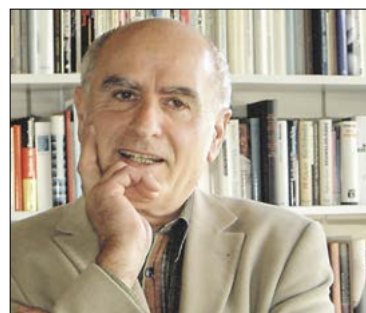
Was ihn als jungen Mann vor rund einem Jahr zum VDS brachte, war das Gendern, „das ist ja erst vor 1 bis 2 Jahren geradezu explodiert“. Gendern ist für ihn allerdings nur ein Symptom: „Das Problem ist, dass immer weniger Menschen sich für die deutsche Sprache interessieren, eine Faszination dafür haben.“ Diese Faszination stellen für ihn Dialekte dar. Seinen Eltern wurde das Berlinerische aberzogen, das war verpönt. Auch Dominik Weber hat lange das Hochdeutsche für die einzige korrekte Aussprache gehalten. Erst langsam keimte in ihm der Gedanke, dass Dialekte eine Menge über eine Gesellschaft, Strukturen und Zugehörigkeiten transportieren: „Sie geben einem eine bewusste Persönlichkeit.“ Und hier, so Weber, sollte der VDS sich stärker engagieren: „Es wäre toll, wenn der VDS zum Beispiel Tutoren vermitteln könnte.“

Doro Wilke

Gert Ueding 80

Am 22. November wurde unser prominenter Vereinsfreund Gert Ueding 80 Jahre alt. Viele VDS-Aktive kennen ihn als Jurymitglied für unsere Schlagzeile des Jahres, als langjähriges Mitglied unseres Wissenschaftlichen Beirats und als Lobredner auf Rolf Hochhuth anlässlich der ersten Kulturpreisverleihung in Kassel im Jahr 2001.

Seinen Berufsweg begann Gert Ueding als Student der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Köln. Von da wechselte er 1965 an die Eberhard-Karls-Universität Tübingen, wurde dort Assistent von Ernst Bloch und kehrte nach verschiedenen Zwischenstationen als Nachfolger von Walter Jens und als einziger Inhaber eines Lehrstuhls für Rhetorik in Deutschland nach Tübingen zurück. Sein 1976 erstmals erschienenes Werk *Grundriss der Rhetorik* gilt bis heute als Grundlage des Fachs. Daneben war und ist



Redekünstler Gert Ueding.

Foto: VDS-Archiv

Gert Ueding als Literaturkritiker in Presse, Rundfunk und Fernsehen sowohl gefürchtet wie geschätzt – seine Kommentare zu Texten von Hölderlin, Jean Paul, Wilhelm Busch und anderen in den von mir und Josef Kraus herausgegebenen Sternstunden der Deutschen Sprache sind Perlen der Stilkunst wie die besprochenen Texte selbst.

Auf dass er uns noch viele Jahre als Mitstreiter erhalten bleibe!
Walter Krämer

Zu Ehren des Dichters

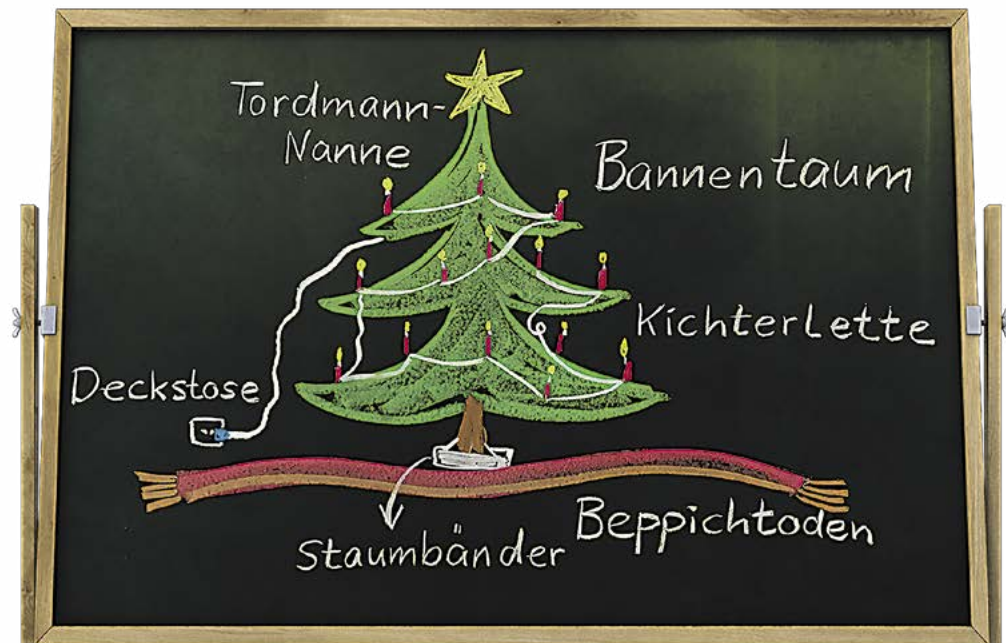


Unter der neuen Gedenktafel am Assessorhaus (v. r.): Arne-Grit Gerold, Bürgermeister Christoph Schulze und die hallesche Künstlerin Heike Lichtenberg, die die Emaille-Tafel gestaltet hat.

Zu Ehren des 250. Geburtstages Friedrich von Hardenbergs enthüllen Christoph Schulze, Bürgermeister der Solestadt Bad Dürrenberg, und Arne-Grit Gerold, Leiterin der VDS-Regionalgruppe Sachsen-Anhalt am ehemaligen Assessorenhaus eine

vom VDS gestiftete Gedenktafel. Von Hardenberg lebte und arbeitete in den Jahren 1796 bis 1800 als Assessor (Salinendirektor) zeitweise in Bad Dürrenberg. Bekannt wurde er als Schriftsteller, Philosoph und Romantiker unter dem Namen Novalis. SN

Mit **Kebluchen** und **marmar Wilch** auf den **Likonaus** warten



Sieht aus wie Schabernack, ist es aber nicht. **Ricarda Springer** ist Lehrerin an einer Grundschule in Dresden. Zu Weihnachten hat sie mit ihren Schülern einen eher ungewöhnlichen Weg gefunden, um Sprache zu vermitteln: Das Spielen mit Buchstaben. „Seitdem achten meine Schüler mehr auf zusammengesetzte Substantive. Es war also nicht nur Halligalli, sondern durchaus gewinnbringend.“ Und ehrlich – wer wünscht sich nicht auch schöne, warme Strollwümpfe unter dem Bannentaum?



VDS in Kanda



Susanne Kallweit (2. v. l.) mit ihrer Schwester Antje (2. v. r.) und Asma Loukili (vielen VDS-Mitgliedern bekannt als Mitautorin des Infobriefs) mit VDS-Geschäftsführer Holger Klatte

Foto: VDS

Im August war die neue Regionalleiterin für Kanada, Susanne Kallweit aus Waterloo, zu Gast in der VDS-Geschäftsstelle in Dortmund. Mit dem VDS-Vorsitzenden Walter Krämer (früher selbst einmal Gastprofessor in Kanada) und VDS-Geschäftsführer Holger Klatte sprach sie über Möglichkeiten, den Deutschunterricht in Kanada populärer zu

machen. Denn hier war in den vergangenen Jahren ein deutlicher Abwärtstrend zu beobachten. Immer öfter fehlt es an der nötigen Anzahl von Schülern, um Deutschkurse einzurichten, und hier will Susanne Kallweit, selbst Lehrerin für Deutsch, mit Hilfe von Kollegen anderer Schulen versuchen, Einfluss zu nehmen.

SN

Deutsche Schule in Botswana

Robert Atangana kam im September aus seinem Heimatland Botswana zu den Deutschen Sprachtagen in Wittenberg. Er hatte 2018 das Deutsche Kulturhaus Gaborone gegründet und stellte in Wittenberg das Projekt vor, die erste deutschsprachige Schule in Botswana zu eröffnen. Spontan spendeten die VDS-Vertreter 900 Euro, weitere Spenden (insgesamt 1.700 Euro) taten die VDS-Mitglieder Norman Günther

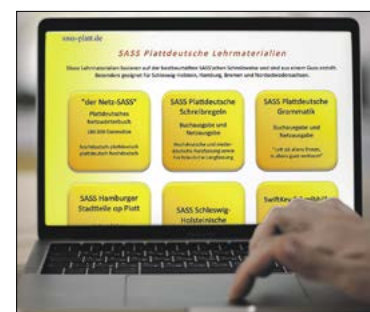
und Gudrun Luh-Hardegg dazu. Mittlerweile verhandelt Robert Atangana mit einer Bank in Botswana über einen Kredit und über weitere Fördermittel. Wer dieses ehrgeizige Projekt unterstützen möchte, kann an Robert Atangana spenden.

Empfänger: Robert Atangana. Verwendungszweck: Neubau Schule Botswana. IBAN DE52 7509 0000 0000 6157 73, Volksbank Raiffeisenbank Regensburg-Schwandorf

Plattdeutsches Wörterbuch

Das plattdeutsche Wörterbuch „Der Neue SASS“ ist fortan auch kostenlos im Netz verfügbar. Als größtes niederdeutsches Online-Wörterbuch enthält es rund 180.000 Datensätze von Verben, Substantiven, Adjektiven, Adverbien, anderen Wortarten sowie idiomatische Ausdrücke und Redensarten. Das Wörterbuch baut auf einem 1956 erstmals erschienenen Vorgänger, herausgegeben von Johannes Saß auf.

Der „Neue SASS“ wurde durch einen Arbeitskreis von Platt-Experten unter der Leitung des Sprachforschers (und VDS-Mitglieds) Heinrich Thies zusammengestellt. Die Landesregierung von Schleswig-Holstein hat das Projekt mit 24.000 Euro gefördert. Marianne Ehlers, die Vorsitzende der Fehrs-Gilde, ei-



nes Vereins, der sich der Förderung der plattdeutschen Sprache widmet und das Wörterbuch herausgibt, bezeichnet das Angebot als „Meilenstein für alle, die mit der plattdeutschen Sprache leben und arbeiten.“ Neben den Begriffen und ihrer Übersetzung finden sich im „Neuen SASS“ Erläuterungen zur Grammatik des Niederdeutschen.

<https://sass-platt.de/>

Treffen in Kassel



Letztmalig im Jahr 2022 trafen sich die VDS-Sprachfreunde der Region Kassel im November. Mit über 20 Teilnehmern von 18 bis 81 Jahren herrschte ein reger Austausch über alle Generationen und Sprachthemen hinweg. Besonderes Interesse fand der Vortrag von Lukas Honemann über seine Erfahrungen mit den Genderregeln und Seminararbeiten an seiner Universität Kassel.

SN

Sport, Spiel und Sprache für junge Ukrainer

Ursprünglich war geplant, mit Sport und Freizeit Kindern und Jugendlichen in der Ukraine Lust auf die deutsche Sprache zu machen. „Das Budget war bewilligt, alles vorbereitet, der Flug für den 26. Februar gebucht“, erinnert sich Michael Franz, Sportlehrer und Leiter der VDS-Regionen 85/94. Aber dann war plötzlich Krieg in der Ukraine – das Projekt war geplatzt.

Die Ernüchterung währte nicht lange, konnte sie gar nicht, denn Hilfsbereitschaft für die vielen ankommenden Flüchtlinge war gefragt. Franz organisierte mit dem DJK-Sportverband München-Haidhausen und mit lokalen Partnern im nahegelegenen

Anzing zwei Freizeitprojekte mit ukrainischen und deutschen Jugendlichen. In Haidhausen treffen sich die Teilnehmer einmal die Woche. Unter Anleitung von Michel Franz stehen gemeinsame Spiele, gymnastische Übungen auf dem Programm und „quasi nebenbei“ werden alltägliche Floskeln – Begrüßungen, Vorstellungen erlebt und wiederholt. „Das Wortfeld Körper, Bewegung und Spiel steht im Mittelpunkt“, sagt Franz.

In Anzing spielen die Teilnehmer (jeweils die Hälfte ukrainisch-/deutschsprachig) einmal in der Woche Schach – ein Spiel, das gerade in der Ukraine sehr populär ist.

SN



Der VDS hilft jungen Flüchtlingen aus der Ukraine beim Ankommen. Sportlehrer Michael Franz aus Anzing organisiert Sprachkurse eingerahmt in Sportübungen. Einmal in der Woche treffen sich Jugendliche aus Deutschland und der Ukraine zum sportlichen Austausch von Vokabeln.

Foto: VDS

Staatsbegräbnis für eine Operndiva

In diesem Buch zeichnet unsere Frankfurter Vereinsfreundin und stellvertretende Regionalleiterin Rosemarie Killius das Leben der berühmten Sängerin Maria Cebotari nach. Geboren 1910 als Maria Iwanovna Cebotari in Kischinew in Russland (später Teil von Rumänien, dann Moldawien) wirkte sie lange in Dresden und Berlin, später in Wien, wo sie auch 1949 sehr früh an Krebs verstarb. Für viele war sie die herausragende Opernsängerin ihrer Zeit.

An Maria Cebotaris Lebensweg wird unter anderem deutlich, welchen Gewinn die deutsche Sprache aus der deutschen Oper zieht (weil viele große Opernkünstler nur deswegen die deutsche Sprache lernen): „Glauben Sie mir, das war das Schwerste in meiner Karriere“, erinnert sich die Sängerin in einem Interview. „Aber man hat sich mit mir damals solche Mühe gegeben und war am Anfang so geduldig mit mir, sodass ich bald nicht nur leidlich, sondern auch gern Deutsch gesprochen und gesungen habe“ (S. 42).

Für Freunde klassischer Musik ist diese sorgfältig recherchierte Biografie eine Fundgrube in vielfacher Hinsicht. Einmal natürlich der unter Künstlern florierende persönliche Klatsch und Tratsch: Wer kann nicht mit wem, wer bekommt welche Rolle wo und warum? Aber auch wegen der immer wieder überraschenden Einsicht, wie abgeschlossen gewisse Gesellschaftskreise doch in ihrer eigenen sozialen Blase leben und vom Rest des Weltgeschehens nicht viel mitbekommen oder mitbekommen wollen. Noch im August 1944 etwa tritt Maria Cebotari in Berlin in Figaros Hochzeit auf, am 30. Januar 1945 nimmt sie mit ihrem zweiten Mann Gustav Diessl im Ufa-Kino in der Tauentzienstraße an der Uraufführung des Films „Kolberg“ teil (in dem ihr Mann die Rolle des Major Schill übernommen hatte), und im Sommer geht der Musikbetrieb im „befreiten“ Österreich weiter, als hätte es den Zweiten Weltkrieg nie gegeben. Eine Fundgrube auch wegen der geschickt in die Biografie eingeflochtenen Tagebuchaufzeichnungen der jungen Schauspielschülerin Elfriede N, welche die Operndiva die letzten Jahre ihres Lebens auf Schritt und Tritt verfolgt. Heute käme sie vermutlich wegen Nachstellens vor Gericht. Elfi und Maria dagegen freunden sich sogar an. Und fahren zuweilen nach der Oper gemeinsam mit der Straßenbahn nach Hause.

Am 31. März 1949 gibt Maria Cebotari, schon schwerkrank, ihre letzte Aufführung auf der Bühne (als „Laura“ im Bettelstudent von Karl Millöcker). Am 9. Juni ist sie in einem Wiener Krankenhaus gestorben. Die Stadt Wien ordnete ein Staatsbegräbnis an.



Walter Krämer

Rosemarie Killius:
Maria Cebotari: „Ich lebe,
um zu singen.“ Verlag Frank & Timme, Berlin 2021,
36,00 €. ISBN 978-3-7329-6, 268 S.

Öko-Signale von Wut- und Mutmenschen

Um Unmut über einen Missstand Ausdruck zu verleihen, versammeln sich wütende Menschen normalerweise, sammeln Unterschriften oder malen Plakate. Neuerdings kleben sich wütende Öko-Aktivist*innen auf Verkehrskreuzungen fest oder übergießen berühmte Gemälde mit Tomatensoße. Andere schreiben Gedichte – so wie Wolfgang Eichhorn. „Öko-Wut, Öko-Mut auf Deutsch“ ist eine Gedichtsammlung, die sich mit unserer Umwelt und den in und von ihr lebenden Akteuren befasst, wobei sich „Öko“ hier eher auf die Ökonomie bezieht. Diese Akteure werden Wutmenschen, aber vor allem auch Mutmenschen genannt.

Der Staat, Unternehmen, Privatpersonen – alle agieren ständig miteinander, aber auch jeder für sich. Es werden Entscheidungen getroffen, die einen persönlich betreffen, aber auch Auswirkungen auf die eigene Umwelt haben. Wolfgang Eichhorn setzt sich in seinem neuesten Buch mit Themen auseinander, die darauf Bezug nehmen, wie Arbeit, Armut, Bildung, Marktwirtschaft, Klima, Leben und Tiere.

Diesen Themen wird jeweils unter dem Aspekt der Wut und des Mutes ein Gedicht gewidmet. Nehmen wir das Thema Wirtschaft (aus wütender Perspektive):

*Das wissen Milliarden Bürger
Sie denken wütend an die Würger,
die Milliarden Geldeinheiten
auf streng geheime Konten leiten
derweil die, die den Würgern dienen,
dabei zu wenig Geld verdienen.*

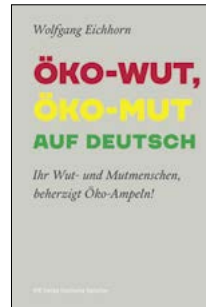
Und aus mutiger Perspektive:

*Was braucht die Wirtschaft
für ihre Kundschaft?
Mehr Leistung, Würde!
Bestimmt nicht Bürde!
Für alle Wohlstand!
Für niemand Stillstand!
Stabile Gelder!
Fruchtbare Felder!
Gesunde Wälder!
Gemütlichkeit, Mut!
Was allen guttut!*

Die Gedichte haben humorvolle Züge, die Sprache ist schnörkellos und eindeutig. Eichhorn vereint Literatur mit dem, was in der Gesellschaft wichtig ist. Er greift eine Idee aus dem Frühjahr auf: die Einrichtung eines Parlaments-Poeten, wie es ihn in anderen Ländern tatsächlich gibt. Dort werden aktuelle politische Themen lyrisch begleitet.

Die Botschaft von Wolfgang Eichhorn ist es, dass die Erde mit nötiger Wut und klugem Mut so behandelt wird, dass sie noch lange existiert. Dabei ist es hilfreich, auf die Signale zu achten. Eben genau wie bei einer Ampel im Straßenverkehr!

Wolfgang Eichhorn: Öko-Wut, Öko-Mut auf Deutsch.
Ihr Wut- und Mutmenschen, beherzt Öko-Ampeln!
IfB Verlag Deutsche Sprache, Paderborn 2022.
128 S., 16,00 €. ISBN 978-3-949233-08-1



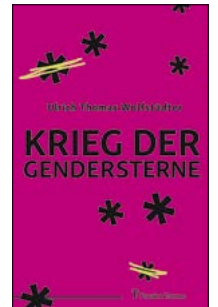
Sprache, Gender, Sexus und ein blinder Fleck

Noch ein Buch über die Gendersprache. Die Liste der ernstzunehmenden Veröffentlichungen, in denen die Genderformen in der deutschen Sprache kritisch behandelt werden, wird immer länger. Ein weiteres Indiz dafür, dass die sich in fast allen sprachlichen Situationen (mit Ausnahme der Umgangssprache) noch immer verbreitenden Sterntchen, Partizipien, Doppelformen usw. nicht mehrheitsfähig sind. Eine ähnlich große Zahl kritischer Schriften zu einem sprachlichen Thema erschien in Deutschland zuletzt nach dem ersten Erlass für eine reformierte Rechtschreibung im Jahr 1996 – und hier ruderten die Urheber in den Folgejahren bekanntlich arg zurück.

Das nun vorliegende schmale Büchlein des Philosophen Ulrich T. Wolfstädter, der in Freiburg im Schuldienst steht, geht das Thema grundsätzlicher an als so manches Buch vor ihm. Wolfstädter konstatiert einen „regelrechten Krieg der Geschlechtsidentitäten in einem zunehmend unnachgiebigen Ringen um die politisch korrekte Art und Weise“. Er unternimmt einen Vermittlungsversuch, weil er einen „blinden Fleck“ sieht, den beide Seiten beim „Kampf um den angemessenen Ausdruck oder die Notwendigkeit einer Berücksichtigung der (sexualbiologischen) Geschlechtlichkeit, sprich des Sex und Gender in der Sprache“ nicht erkennen. Demzufolge ist der Ursprung allen Übels unser Glaube daran, geschlechtliche Identität auch sprachlich zum Ausdruck bringen zu müssen, um ein „sexuell geführtes“ Patriarchat mit gendersprachlichen Mitteln zu überwinden. Zwar kennt Wolfstädter die einschlägige Literatur gut, vor allem auch die der reformierenden Gegenseite. Aber so richtig sie sind, ganz neu sind seine Argumente nicht. Das generische Maskulinum ordnet Wolfstädter als grammatikalische Form ein, die eben nicht „mitmeint“, sondern die überhaupt keine Information über das Geschlecht der bezeichneten Person enthält. Denn wenn sie diese enthielte, müsste es neben den Philosophinnen auch eine spezifisch maskuline Form Philosoph geben. Wolfstädter kritisiert auch die mittlerweile wohl standardsprachlich gewordene Movie-Runge bei konkreten Personen: *die Ministerin*. Er schreibt: „In Wahrheit aber besteht in der Sprache als solcher gar keine auf die Genitalien zielende Korrelation – weder, wenn der Bäcker eine Vulva hat, noch dann, wenn er keine hat.“

Sicherlich spricht vieles für Wolfstädters Ansatz. Er fragt nach den Gründen für das Unbehagen in der Sprache. Das Buch sei vor allem den Unentschlossenen empfohlen, die zwar Genderformen verwenden, aber von deren Sinn nicht überzeugt sind.

Holger Klatte



Ulrich Thomas Wolfstädter:
Krieg der Gendersterne. Verlag Frank & Timme,
Berlin 2022. 18,00 €. ISBN 978-3-7329-0870-7. 165 S.

BÜCHER

Zehn Vorzüge der deutschen Sprache

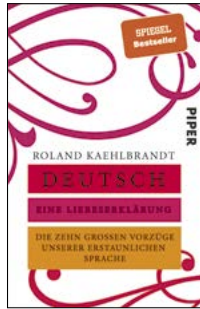
Deutsch gilt mitunter als schwer zu erlernende Sprache. Erst kürzlich war von der neuen italienischen Ministerpräsidentin Giorgia Meloni zu lesen, dass sie eine „gewisse Abneigung“ gegenüber dem Deutschen empfindet, welche möglicherweise noch aus ihrem Deutschunterricht stammt. Vielleicht hilft dieses Buch davon ab.

In der „Liebeserklärung“, die Roland Kaehlbrandt der deutschen Sprache macht, geht es allerdings nicht in erster Linie um das Ausräumen von Vorurteilen beim Deutschlernen. Es sollen vor allem jene die deutsche Sprache schätzen lernen, die mit Deutsch als Muttersprache aufgewachsen sind. Zehn „erstaunliche“ Vorzüge erkennt Kaehlbrandt, der Sprachwissenschaft an der Alanus-Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Frankfurt a. M. lehrt und bis 2022 Vorstandsvorsitzender der Stiftung Polytechnische Gesellschaft war.

Einige dieser Vorzüge sind durchaus bekannt: Das Stammpinzip in der Rechtschreibung (Hand – Hände); die vielfältigen Möglichkeiten der deutschen Wortbildung, also mit Wortbausteinen oder Zusammensetzungen Sachverhalte präzise zu beschreiben und auch neue Wörter zu bilden – ein Vorzug, weswegen das Deutsche als Sprache der Technik und in der Philosophie geschätzt wird. Auch der „gelenkige Satzbau“ bekommt ein eigenes Kapitel, obwohl gerade die Syntax, insbesondere die Satzklammer im Sprachunterricht gefürchtet sind. Aber die recht freie Verschiebung von Satzgliedern ermöglicht mit einfachen Mitteln ganz unterschiedliche Nuancen einer Satzaussage.

Kaehlbrandt zählt auch Merkmale der deutschen Sprache zu den Vorzügen, welche andernorts (beispielsweise in Schulaufsätzen) eher vermieden werden sollen. Füllwörter und Gesprächspartikeln werden ausdrücklich gelobt, weil sie feine Zwischentöne ermöglichen und „kommunikative Brücken“ zum anderen schlagen, in dem sie gemeinsames Vorwissen erinnern. Obwohl Stillehrer stets empfehlen, Hauptsätze zu schreiben, bricht Kaehlbrandt eine Lanze für den Nebensatz, weil dieser die Satzaussage gewichtet und die Gedanken strukturiert. Die deutsche Sprache kennzeichne sogar eine „lässige Schnelligkeit“.

Aus dem Buch ist eine kleine Grammatik geworden, bei der Kaehlbrandt die Merkmale der deutschen Sprache hintergründig und häufig mit Verweis auf die einschlägige Forschungsliteratur beschreibt. Er erklärt den Fachwortschatz und bleibt dabei mit eigenen Worten verständlich. Die zehn Vorzüge sind gleichzeitig die Kapitel. Ein eindeutiger Vorzug ist sicherlich die Einigung der Sprachgemeinschaft auf einen sprachlichen Standard, nach dem diese Sprache im Unterricht gelehrt wird oder Gesetze schriftlich gefasst werden. Diesem Standard schließt Kaehlbrandt sogar noch die verfeinerte Literatursprache



an – eine „künstlerische Verwendung unserer Sprache, die sich bewusst von der Routine der Alltagssprache abhebt“, wie er anhand mehrerer Beispiele belegt. Kaehlbrandt zeigt auf, welcher Aufwand eigentlich betrieben werden muss, bis junge Leute im Laufe ihrer Ausbildungszeit über die gesamte Breite der Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache verfügen.

Wer also einmal in kompakter Form vorgeführt bekommen möchte, warum es sich lohnt, sich für diese Sprache einzusetzen, dem sei das Buch von Roland Kaehlbrandt wärmstens empfohlen.

Holger Klatte

Roland Kaehlbrandt:
Deutsch – Eine Liebeserklärung. Die zehn großen Vorzüge unserer erstaunlichen Sprache.
Piper-Verlag München 2022. 256 S.
€ 12,00. ISBN 978-3-492-31756-6

Ein CD-Tipp für Musik zum Tannenbaum

Es soll ja Menschen geben, die immer noch CDs hören und ihre Musik nicht nur bei Spotify beziehen (dort gibt es die hier besprochenen Lieder natürlich auch). Für die habe ich eine Empfehlung für entspannte Kaminstunden neben dem Weihnachtsbaum, wenn unsere Klassiker mal Pause haben: Drei CDs unseres Vereinsfreundes Edgar Weiler, im Zivilberuf gefragter Rechtsanwalt und Lehrbeauftragter an diversen Universitäten, mit deutschen und englischen Liedern: Ich geh gradaus (2017), Welche Farbe hat die Welt? (2012), Die Antwort weiß ganz allein der Wind (2022).

Schon als Schüler hat Edgar Weiler seinen Kameraden (und wohl mehr noch seinen Kameradinnen) bekannte Lieder auf seiner Gitarre vorgespielt. Diese Kunst hat er im Lauf des Lebens perfektioniert und ein gutes Dutzend CDs herausgebracht, auch mit internationaler Popmusik.

CD Nr. 14 erscheint mit dem Titel: „Lonely this Christmas“ an Weihnachten dieses Jahr. Alle Erlöse gehen an das Hilfswerk „Menschen in Not“ e. V. Wenn man sich mal ganz entspannt aus dem Alltag ausklinken will ...

Walter Krämer

Edgar Weiler: Lonely this Christmas – Sonderedit(i)on 2; Benefiz-CD. € 15,00 zzgl. Versand.
Bestellmöglichkeit über die Netzseite vom Hilfswerk „Menschen in Not“: <https://www.min-ev.de/shop>

Gier nach Neuigkeiten und Sucht nach Aufmerksamkeit

Der ebenso renommierte wie engagierte Gehirnforscher Gerald Hüther widmet sich hier im Gespräch mit dem Journalisten und Medientrainer Robert Burdy nicht vordergründig Aspekten wie den überbordenden Anglizismen oder einer oft absurden Gen-

dersprache – es geht tiefer! Bewusst anknüpfend an das legendäre „Wir amüsieren uns zu Tode“ des Medienökologen Neil Postman, gehen sie zunächst dem eigentlichen, evolutionären Zweck und Sinn von Informationen und Informationsaustausch für gelingende Gemeinschaften auf den Grund. Und erst daraus wird verständlich, welche Verwirrungen und Verzweiflungen sich aus den heutigen multimedialen Informationsfluten ergeben.

Dass es objektive Botschaften nicht wirklich geben kann, weil sie subjektiv gefiltert werden, ist zwar seit Jahrzehnten bekannt, wie sich aber vor allem kommerziell motivierte und manipulierte Informationen heute auf unser seelisches und soziales Wohlbefinden auswirken, wird in der gebotenen Schärfe hier sehr viel klarer. Und auch gibt zu denken, dass echter Journalismus mit seriöser Recherche und einer glaubwürdigen Absicht zur Wahrheitsfindung oder zumindest ausgewogenen Berichterstattung der globalen Digitalisierung mit all ihren ökonomischen Zwängen zum Opfer gefallen ist.

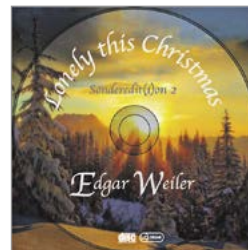
Jedenfalls ist es kaum noch möglich, aus diesen Informationsstrudeln die für ein gutes Leben oder auch Überleben wirklich relevanten „Informationstropfen“ zu erkennen und zu würdigen. Überhaupt verpufft auch gute und wichtige Information, wenn sie ausschließlich kognitiv vermittelt wird und nicht auch „unter die Haut geht“. Das Drama ist nun, dass diese emotionale Aufladung eher nicht über Freude und Begeisterung erfolgt, sondern über Beunruhigung, Verunsicherung und Verängstigung.

Um hier einen Ausweg für den Einzelnen wie für die Gesellschaft, insbesondere aber für junge Menschen zu finden, die in dramatischer Weise an „Smartphonitis & Co“ leiden, rufen die Autoren die beiden dominierenden natürlichen Grundbedürfnisse in Erinnerung: zum einen das Bedürfnis nach Verbundenheit, zum anderen nach Autonomie und Gestaltungsfreiheit. Und hier wiederum – man erkennt das Hüther'sche Kernanliegen – wird das urmenschliche Drängen nach Entfaltung der individuellen Potentiale (als Beitrag zur gemeinsamen Weiterentwicklung) durch den Missbrauch als Objekt fremder Erwartungen, Interessen, Ziele und Werte blockiert – sei es bewusst oder unbewusst. Hier sind sicher Eltern und Lehrkräfte aller Art ganz besonders angesprochen, wenn es um den Respekt für die weitestgehend selbstregulierte Eigenentwicklung von Kindern und Jugendlichen geht.

Die Botschaft des Buches zielt also vor allem darauf, die hinter all der Informationsgier und der Sucht nach Aufmerksamkeit und Anerkennung durch „clicks and likes“ lauende Bedürftigkeit zu erkennen und wieder auf eine gesunde, gehirnfunktionale und gesellschaftlich wünschenswerte Weise zu befriedigen.

Michael Franz

Gerald Hüther und Robert Burdy:
Wir informieren uns zu Tode.
Ein Befreiungsversuch für verwickelte Gehirne.
Verlag Herder, Freiburg 2022. 239 Seite.
€ 22,00. ISBN 978-3-451-60900-8.



Familien- und Weltgeschichte mal anders

Von Zeit zu Zeit benötigt der Mensch einen Moment für sich, um von schönen Erinnerungen zu tagträumen, von vergangenen Momenten und prägenden Erlebnissen – gerade wenn wie derzeit eine weltweite Krise die nächste jagt. Um solche schönen Erinnerungen geht es in der Geschichte von Minna und Helene Paulsen, die unter dem Titel „Die Welt wird schöner mit jedem Tag“ zusammengetragen wurden.

Die Quellen sind Postkarten, Briefe, Tagebucheinträge und andere Dokumente, viel Korrespondenz mit Freunden und Familienmitgliedern. Sie vermitteln eine wunderbar heile Welt, eine Idylle, die durch den hereinbrechenden Krieg erschüttert wird. Gesammt von Johann W. Thomsen und Hargen Thomsen, Sohn und Enkel von Helene, finden sich hier viele kleine Alltagsgeschichten aus dem Leben zweier für ihre Zeit durchschnittlichen Mädchen, Geschichten über ihr Liebesleben, ihre Träume, ihren Schulalltag und ihre ersten Erfahrungen in der für sie großen und aufregenden Welt.

Für mich persönlich war es eine erhellende Erfahrung, sich beim Lesen der Briefe den beiden Schwestern und dem Beginn des 20. Jahrhunderts nah zu fühlen und eine andere Seite der Geschichte zu beleuchten als jene, die aus den Geschichtsbüchern vermittelt wird.

Maximilian Meßmann

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.

Zwei Schwestern aus Dithmarschen und die Welt vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg.

Hrsg. v. Johann Wilhelm Thomsen, Hargen Thomsen,

Verein für Dithmarscher Landeskunde, Wolfgang W.

Schulz. BoD – Books on Demand 2021. 192 Seiten.

€ 19,90, ISBN 978-3-7519-7982-5.

VDS und IFB Verlag auf der Buchmesse in Leipzig

Nach dreijähriger pandemiebedingter Pause sind der Verein Deutsche Sprache (VDS) und der IFB Verlag Deutsche Sprache vom 27. bis 30. April 2023 wieder auf der Buchmesse in Leipzig zu finden. So werden am gemeinsamen Messestand Buchneuerscheinungen präsentiert, wird aber auch der Füllstoff von Büchern, die Sprache, thematisiert. Die Leipziger Buchmesse ist ein Ort, um mit Interessierten, Branchenvertretern, Lehrern und VDS-Mitgliedern ins Gespräch zu kommen und Informationsmaterial zu verteilen.

Traditionell gilt die Leipziger Schau als „Lese fest“ mit großer Publikumsbeteiligung, während im Herbst in Frankfurt am Main der Lizenzen-Handel und die internationale Vermarktung von Titeln im Zentrum stehen.



www.ifb-verlag.de

IFB VERLAG
Deutsche Sprache GmbH

LESENSWERT

Wolfgang Eichhorn

ÖKO-WUT, ÖKO-MUT AUF DEUTSCH

Ihr Wut- und Mutmenschen,
beherzt Öko-Ampeln!

WOLFGANG EICHHORN

Öko-Wut, Öko-Mut auf Deutsch

Ihr Wut- und Mutmenschen, beherzt Öko-Ampeln!

128 Seiten. 16,00 Euro. ISBN 978-3-949233-08-1

Elend, Verschmutzung, Erwärmung der Meere – das darf so nicht weitergehen. Dem muss mit *Ökonomie* und mit *Ökologie* abgeholfen werden. Wenn die Wirtschaftspolitik dazu nicht ausreichend in der Lage ist, löst das bei vielen Menschen heftige Wut aus: ÖKO-WUT. Erfolgreicher als Wut ist oft MUT. Darum stehen sich hier Wut und Mut gegenüber.

NEUERSCHENUNG

MAX HABERICH

Gendern? Nein, danke!

Wurzeln und Auswirkungen
der Gender-Ideologie

MAX HABERICH

Gendern? Nein, danke!

Wurzeln und Auswirkungen der Gender-Ideologie

220 Seiten. 16,00 Euro. ISBN 978-3-949233-09-8

„Kurzum: Haberich schafft es, ein ernsthaftes Thema auf eine heitere und amüsante Weise zu ‚verarbeiten‘. Das alles garniert er mit viel Herzblut. Man liest: Da ist einer betroffen, nein getroffen. Trotz alledem behält Haberich einen kühlen Kopf und bleibt auf dem Boden der Tatsachen. Deswegen ist ‚Gendern? Nein, danke!‘ als ein stürmisches Plädoyer eines leidenschaftlichen Demokraten und überzeugten Liebhabers der Vernunft zu begreifen.“ *Achgut.com*



FÜR MENSCHEN
AUS AFGHANISTAN

AKRAM MALAKZAY

Deutsche Sprache leicht gemacht

Lehrbuch der deutschen Grammatik für Afghanen

820 Seiten. 75,00 Euro. ISBN 978-3-949233-03-6

Paschtunische Muttersprachler, sie sind überall unter uns. Wir können ihnen helfen, unsere Muttersprache schneller zu erlernen. 820 Seiten sind mit zahlreichen sprachvergleichenden Inhalten versehen.

IFB VERLAG DEUTSCHE SPRACHE

Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn

info@ifb-verlag.de; Telefon 0 52 51 - 31 06 02

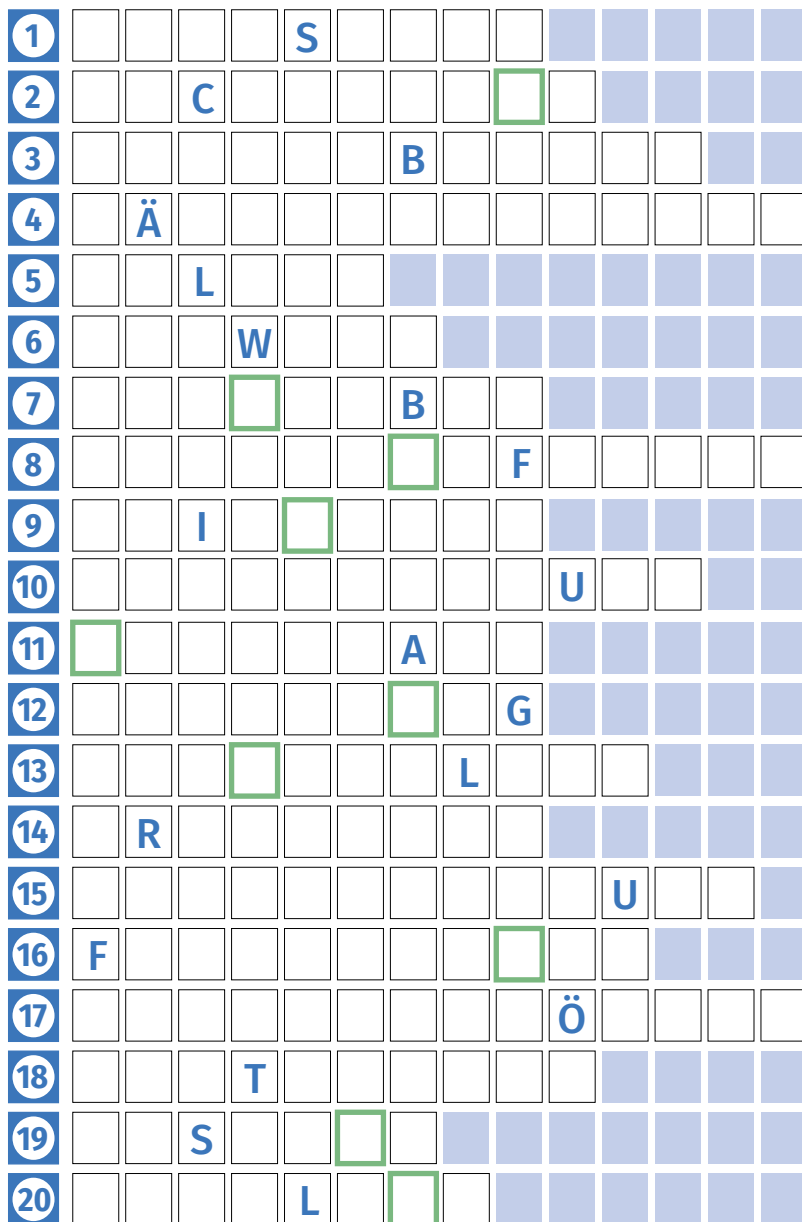


Rätsel der irreführenden Wörter

Das Schöne an der deutschen Sprache ist ja unter anderem, dass sie so eindeutig ist. Man hört ein Wort, und kennt sofort den Inhalt. Ein Schranktürschlüssel ist ein Schlüssel, mit dem

die Tür eines Schrankes geöffnet werden kann. Eine Donaudampfschiff-fahrtskapitänsmütze ist eine Mütze, die der Kapitän einer Gesellschaft trägt, die dampfbetriebene Schiffe

betreibt, die auf der Donau fahren. Welche andere Sprache kann so etwas? Aber man sollte sich nicht darauf verlassen. So wie bei den folgenden Wörtern.



1. Ganz schwerer Auszubildender? Schwermetallhaltige geistliche Körperschaft? 2. Ein Mensch mit einer Aufgabe. Er muss ein Kulturgut ergreifen und darf es nicht mehr loslassen 3. Derjenige, der von einer klugen Erhebung kommt? Er selbst wird es ganz bestimmt wissen. 4. Ein Stückchen vom Rehtotschießer selbst. Umgeben von Weißbrot und eukaryotischen Lebewesen, die dann aber in aller Regel tot sind 5. Als die ersten Bäume zum ersten Mal was? verloren, da hatten wir es, das... 6. Um Gottes Willen, so etwas braucht kein Mensch. Ein Schädling in einem Wahrnehmungsorgan. 7. Kneipe für überirdische Ereignisse und Erscheinungen. 8. Ein ganz blöder Job ist es, Südfrüchte zu knicken. Aber irgendjemand muss das ja machen. Nämlich der ... 9. Ein dünner Überzug, der keiner ernsten Tätigkeit nachgeht. So eine Art Ulklack. Oder Spaßfolie. Wird jedenfalls gern gesehen. 10. Irgendeine dauerhafte Stillstehung. Beziehungsweise Nicht-loslassung. Aber nicht über etwas. Im Gegenteil. Jedenfalls sehr beliebt.

11. Paradox! Ein sich fortbewegendes Sitzmöbel. Das stinkt doch zum Himmel. 12. In vielen Dingen entscheidend ist das Gegenteil einer losen Nacht. 13. Um Gottes Willen, da verschwindet mit einem Glucksen die Zeit zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, nämlich im ... 14. Sehr, sehr schön. Glück gehabt, die Gefängnisstrafe war nur eine Schlaferscheinung. 15. Wenn die Wissenschaft am Ende ist, dann beginnt sie, die ... 16. Feierlich. Gott sei Dank nicht so ein loses Gekritzel, sondern etwas sehr stabiles. 17. Von einem Gespenst der Ruhe beraubt. Von der Vernunft vom Sofa gescheucht. Das war eine ... 18. Nicht unaufrichtig ist dieser Lärmzustand. 19. Benehmen. Wobei? Na vielleicht in einer Schlange in der Kantine. Nicht jedoch in einem Restaurant, denn dort sitzt man in aller Regel, somit braucht man dort keinen ... 20. Nett, wenn da sich einer auf die Nase gelegt hat. Man kann jemandem das tun, dann freut er sich. Man kann auch jemandem das (ohne tun), vielleicht freut er sich auch.

Im neuen Rätsel, dem „Rätsel der irreführenden Wörter“ ergeben die hervorgehobenen Lösungsbuchstaben ein Wort, welches in Verbindung mit dem IFB Verlag steht.



Schicken Sie uns bitte bis zum 8. Januar 2023 das Lösungswort mit Ihrer vollständigen Anschrift per E-Post oder Postkarte an:

IFB Verlag Deutsche Sprache
Schulze-Delitzsch-Straße 40
33100 Paderborn
info@ifb-verlag.de

Zu gewinnen gibt es dieses Mal das Buch „Von Eintrittskarten und abgerissenen Ohren“, in Erinnerung an Reiner Pogarell.



Lösung und Gewinner

Beim Rätsel der Getränke fragten wir in der letzten Ausgabe nach einem Unterarmknochen, der **Elle**. Sie war in folgendem Lösungswort zu finden: Helles.

Hier kommen die einzelnen Lösungswörter: 1. Schorle, 2. Mineralwasser, 3. Kölsch, 4. Fanta, 5. Jägermeister, 6. Strohrum, 7. Kaffee, 8. Helles, 9. Edelzwicker, 10. Grog, 11. Veltliner, 12. Berliner Weiße, 13. Riesling, 14. Fassbrause, 15. Federweißer, 16. Alsterwasser, 17. Weiß-

bier, 18. Gänsewein, 19. Muckefuck, 20. Ovomaltine.

Das sind die *Winner* des Rätsels aus der Nummer 95: Karin Hungershöfer (Sundern), Roland Walter (Rastatt), Dr. Heike Kuhn (Remagen), Michael Hacker (Bonn), Finn Iversen Piel (Kristiansund, Norwegen), Melanie Schubert (Heuthe), Barbara Goldbach (Halsbrücke), Egon Winter (Köln), Sigrid Natterer (Ismaning), Ingrid Eberwein-Hetz (Linz, Österreich). Herzlichen Glückwunsch!

Weltoffenheit

Weltoffenheit im Sinne von Offenheit gegenüber anderen Kulturen hat in Deutschland, hat unter Deutschen eine lange Tradition. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, uns diese Haltung jetzt nahebringen zu müssen. Unsere germanischen (keltischen, slawischen) Vorfahren haben das Christentum angenommen. Es ist bis in die Gegenwart ein wesentlicher Teil unserer Kultur. Das aber heißt: Wir Deutschen haben eine Religion, die uns von ihrem Selbstverständnis her mit ganz anderen Völkern (Juden, Griechen, Römer) verbindet und grundsätzlich völkerumspannend ist. Katholisch, das heißt wörtlich „die ganze Erde umfassend“. Auch die Evangelischen verstehen sich selbstverständlich als Teil der weltumspannenden Christenheit. Über Jahrhunderte hinweg war die Sprache der gebildeten deutschen Oberschicht (also der Theologen, Philosophen, Literaten, Juristen, Mediziner u. a.) das Lateinische. Das verband sie auf Reisen und in Briefen und in Büchern wie selbstverständlich mit Menschen anderer europäischer Nationen. Sie bildeten mit ihnen eine gesamteuropäische

Kulturgemeinschaft. Unser über 1.000 Jahre bestehender Staat, das Heilige Römische Reich, war ein Vielvölkerstaat. Die Deutschen waren das Kernvolk und stellten den Kaiser, aber zugleich gehörten dem Reich gleichrangig Italiener, Franzosen, Burgunder, Holländer, Tschechen und Polen an. Nationalistische Töne untereinander (!) waren nicht ungewöhnlich, verhinderten aber nicht das Zusammenleben.

Auch der ausländische Einfluss auf die deutsche Literatur war immer sehr groß. Im Hochmittelalter verarbeiteten unsere Dichter wie selbstverständlich (vor allem, aber nicht nur) Erzählungen keltischer und französischer Herkunft. Berühmte Beispiele sind die Artus-Romane von Hartmann von Aue, „Tristan und Isolde“ von Gottfried von Straßburg und der „Parzival“ von Wolfram von Eschenbach. In der Barockzeit übertrug der Dichter, Wissenschaftler und Diplomat Martin Opitz altgriechische, lateinische, französische, hollän-

dische und englische Texte musterhaft ins Deutsche. Sein Werk fand deutschlandweit große Beachtung. So wollte und konnte er zeigen, dass man auch in unserer Sprache gleichrangig große europäische Literatur schaffen kann. Lessing verfasste mit seinem Theaterstück „Nathan der Weise“, das in Jerusalem spielt, ein bis in die Gegenwart nachwirkendes Werk der Toleranz. Die vorbildhaften Gestalten sind der heidnische Sultan Saladin und insbesondere der Jude Nathan.

Mit Begeisterung übersetzten Deutsche im 18. und 19. Jahrhundert Shakespeares Werke ins Deutsche. Seine großen Dramen, die auch ich in dieser Gestalt als junger Mensch fasziniert gelesen habe, gehören seitdem wie selbstverständlich zum festen Bestand deutscher Bühnen. Goethe schrieb die „Italienische

Reise“. Sein „Faust“ spielt im zweiten Teil im alten und im neueren Griechenland; er verfasste den „West-östlichen Diwan“, und er prägte den Begriff „Weltliteratur“. – Damals erschlossen deutsche Wissenschaftler altindische Sprache und Dichtung, und Alexander von Humboldt machte ergiebige Forschungsreisen in mehreren Kontinenten. Über 150 Jahre, bis an die Schwelle der Gegenwart, waren die klassischen Dramen Schillers fester Bestandteil des Deutschunterrichts, nicht nur auf Gymnasien. Und die spielen – wo? In Italien, in Frankreich, in der Schweiz, in Böhmen, in England und in Polen und Russland.

Umgekehrt strahlten deutsche Kultur und Wissenschaft und Technik immer auf das Ausland aus. Da war stets ein enger Verbund von Geben und Nehmen. „Weltoffenheit“ ist ein bleibendes Element unserer deutschen Tradition – früher und heute.

Peter Börner

Foto: Jüdisches Museums der Schweiz



Lessings Drama „Nathan der Weise“ gilt als Plädoyer für Toleranz und Humanität im Zeichen der Aufklärung.

Die Rubrik ZWISCHENRUF gibt VDS-Mitgliedern Raum für Meinungen und Kommentare zum aktuellen Vereins- und Sprachgeschehen, die sich nicht unmittelbar auf Artikel in den Sprachnachrichten beziehen und deshalb für die Sparte Leserbriefe ungeeignet, aber dennoch von Interesse sind. Über die Aufnahme entscheidet die SN-Redaktion. Sie behält sich auch vor, Texte zu kürzen. Ein Zwischenruf sollte nicht länger als 2.000 Zeichen sein.

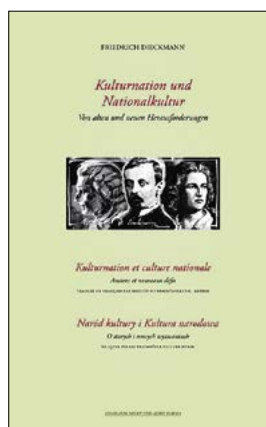
Gratis: Aufkleber bestellen



Diese Aufkleber können Sie in der Geschäftsstelle (Postfach 104128, 44041 Dortmund) bestellen: **Schicken Sie uns einfach einen frankierten Rückumschlag, wir füllen diesen dann auf, soweit das Porto reicht.**

Mitglieder werben Mitglieder

In dieser Ausgabe der Sprachnachrichten finden Sie wie immer auch ein Beitrittsformular. Dieses Mal hat es eine Extrazeile. Da können Sie Ihren Namen eintragen, wenn Sie einen Freund, Bekannten oder Verwandten überzeugen können, dem VDS beizutreten. Dessen Beitragspflicht beginnt erst im Jahr 2023. Und als kleines Dankeschön übersenden wir Ihnen postwendend den Essay „Kulturnation und Nationalkultur. Von alten und neuen Herausforderungen“ des Schriftstellers Friedrich Dieckmann (erschienen in der Edition Europolis).



Nomen est omen



In Mauterndorf (Salzburger Land) fotografiert von Gerhard Backes.



Wenn Ihnen ähnliche Übereinstimmungen begegnen: knipsen und Foto an die Sprachnachrichten-Redaktion.

Wir drucken in der Rubrik „Nomen est omen“ jeweils ein Fundstück ab. Auf diese Idee sind auch schon andere gekommen, aber mittelfristig machen wir daraus ein Buch.



PERLEN DES LOKALJOURNALISMUS



Überfall Fahndung nach Räubern mit „Pisspottschnitt“ und „Pferdegebiss“

Immerhin kein Kirmes- gesicht mit Vokuhila- Frisur.

Cottbus. Ein Mann ist am Montagabend nach 22 Uhr auf seinem Grundstück in Ströbitz von zwei Einbrechern verletzt worden. Wie die Polizei mitteilt, konnten die unbekannten Täter fliegen. Die Männer waren demnach in das Grundstück

Wir haben Fragen. So viele Fragen.

Exhibitionist zeigte sich vor Blindem

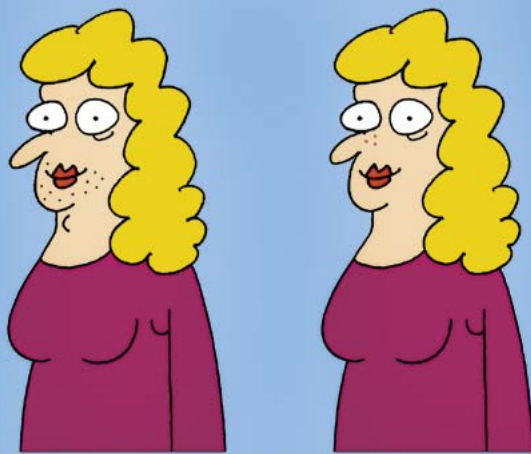
Polizei nimmt Vorbestraften fest

BONN. Gegen 22 Uhr hat die Polizei

Da strengt man sich so an und dann das!

Aus: Ralf Heinemann/Jörg Homering-Elsner: Zentralfriedhof wie ausgestorben (Perlen des Lokaljournalismus, Bd. 2), Heyne-Verlag 2018.

Endlich Klarheit im Gender-Wirrwarr



Frau

Frauin

KRUMBIEGEL

SPRACHBILDER

NEULICH IM INTERNET

Foto: Twitter / @VariantenGra



Dieser Befehlston verletzt unsere Gefühle! Ein Apfel muss gar nix!



Auf der Plattform Instagram fragen @glanzundnatur, die zum ARD/ZDF-Online-Format Funk gehören, „Warum sprechen wir seltener von Mann und Frau, sondern stattdessen von ‚Menschen mit Penis‘ oder ‚Menschen mit Vagina/Vulva‘?“ Der Beitrag wurde kontrovers diskutiert. Die wichtigste Frage wurde jedoch nicht beantwortet: Wann adressiert der Öffentlich-Rechtliche Rundfunk seine Gebührenbescheide endlich mit „Sehr geehrter Penis“ bzw. „Sehr geehrte Vagina“?

IMPRESSUM

Die nächste Ausgabe erscheint im März 2023; Redaktionsschluss: 24. Februar 2023

Herausgeber: Verein Deutsche Sprache e. V. (VDS)
Hohes Feld 6, 59174 Kamen
Telefon 0231 7948-520, Fax 0231 7948-520
<https://www.vds-ev.de/sprachnachrichten>
Leserbriefe an <leserpost@vds-ev.de>
Andere Nachrichten an <info@vds-ev.de>
IBAN: DE 72 4416 0014 2481 6266 00;
BIC: GENODEM1DOR
Druck: Lensing Druck GmbH & Co. KG, Dortmund
Auflage: 30.000 Exemplare

Redaktion dieser Ausgabe: Prof. Dr. Walter Krämer (V.i.S.d.P.), Dorota Wilke, Dr. Holger Klatte (CvD), Dr. Gerd Schrammen, Oliver Baer
Die Personenbezeichnungen gelten für jedes Geschlecht, sogar für die Männer. Namentlich gekennzeichnete Artikel können die Meinung der Redaktion wiedergeben. Oder auch nicht.
Gesamtprojektleitung: Walter Krämer
Gestaltung/Satz: Jens Luniak; <post@luniak.net>

ISSN 1868-8748

Die Sprachnachrichten gibt es auch an Kiosken und Bahnhofsbuchhandlungen.

Die Redaktion kann keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilddateien übernehmen. Bitte schicken Sie uns nur Berichte von überregionalem Interesse und bitte in digitaler Form. Wir behalten uns vor, Texte redaktionell zu bearbeiten, vor allem zu kürzen.